1,70 DM / Band 328

Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Werwolf-Schlucht

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Die Werwolf-Schlucht

John Sinclair Nr. 328

von Jason Dark

erschienen am 16.10.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Werwolf-Schlucht

Wie festgeschrieben stand das Grauen in unseren Gesichtern, als wir die Tür der Baracke eintraten. Die Maschinenpistolen hielten wir schußbereit. Beide Läufe beschrieben einen Halbkreis, doch die Waffen brauchten wir im Augenblick nicht. Keiner hatte überlebt.

Fünf tote Männer lagen am Boden! Ich wurde kalkweiß. Schweiß trat auf meine Stirn, obwohl es kalt war und ein scharfer Nordwind pfiff. Aber das, was wir hier zu sehen bekamen, war unbegreiflich.

Meine Knie zitterten, ich stieg über eine Leiche hinweg und ließ mich auf einen heil gebliebenen Stuhl fallen. Ansonsten war nicht mehr viel zu gebrauchen.

Die anderen hatten gewütet wie die Vandalen, und sie hatten getötet…

Ich sah die fünf Männer liegen. Eine Beschreibung möchte ich mir ersparen, nur soviel sei gesagt: Menschen hatten sich dafür nicht verantwortlich gezeigt.

Suko lehnte an der Wand. Unsere Blicke trafen sich. Jeder von uns wollte etwas sagen, doch keiner schaffte es, auch nur ein Wort über die Lippen fließen zu lassen.

Wir waren geschockt.

Als ich die Maschinenpistole neben mich stellte, geschah dies zeitlupenhaft. Ich griff in die Außentasche meiner gefütterten Parkajacke und holte Zigaretten hervor. Jetzt mußte ich mir einfach ein Stäbchen anzünden, allein um den Blutgeruch zu verdrängen.

Ich rauchte und starrte ins Leere. Draußen wehte der Wind. Hin und wieder klapperte etwas an der Außenwand der Hütte. Ein Fensterladen oder ähnliches.

Ich hörte es kaum. Meine Gedanken, wenn ich sie überhaupt noch fassen konnte, drehten sich im Kreis. Ich rauchte, schaute dem Qualm nach, sog wieder an der Zigarette und blies mehrmals den Rauch aus.

Bewegungen, die irgendwie mechanisch wirkten und nicht bewußt gesteuert waren. Als ich mir die Fingerspitzen verbrannte, zuckte ich zusammen, warf die Kippe auf den Boden und trat die Glut mit der Hacke aus.

Suko räusperte sich. »Wir können nicht für immer hierblieben, John. Komm, wir müssen etwas tun!«

»Natürlich.« Ich nickte und stand auf: Noch immer spürte ich das weiche Gefühl in meinen Knien. Auf dem Gesicht klebte der Schweiß.

Ich bewegte die Lippen, ohne auch nur einen Laut hervorzubringen. Es war einfach unfaßbar.

»Wir können sie wenigstens begraben«, sagte Suko.

»Ja, das ist das einzige.«

Gemeinsam verließen wir die Baracke. An der rechten Seite besaß sie noch einen Anbau. Dort lagerten die Geräte, auch die Werkzeuge, die die Männer gebraucht hatten. Kisten und kleine Container mit Proviant entdeckten wir ebenfalls. Zudem einen Generator, der abgeschaltet war.

Suko holte Spaten und Schaufeln. Er brachte beides nach draußen und lehnte es gegen die Wand.

Ich schaute über das Land. Es war wild und unbewohnt. Weite Täler, sanfte Hänge, aber auch schroffe, graue Felsen, die sich wie drohende Fäuste in den wolkenverhangenen Himmel reckten.

Diese Insel wurde gemieden. Sie war zu unwirklich. Selbst die Zucht von Schafen lohnte sich hier nicht. Die Orkney-Inseln hatten eben ihre eigenen Gesetze.

Vor der Station stieg der Hang in die Höhe. Er endete an einer breiten Felswand, in die die Natur im Laufe unzähliger Jahre

Schluchten hineingewaschen hatte. Sie wirkten wie Kanäle, wenn sie tiefer in den Fels stachen.

»Wo sollen wir die Grube ausheben?« fragte Suko und fügte gleichzeitig ein: »Es wird schwer genug« hinzu.

Ich deutete auf den Hang. »Der Boden wird ja wohl einigermaßen, aufgetaut sein.«

»Frost gibt es hier nicht mehr.«

Wir nahmen jeder zwei Spaten und zwei Schaufeln. Durch das karge, strähnige und dürre Hochlandgras schritten wir oder liefen über moosige Stellen.

Etwa 30 Schritte entfernt blieben wir stehen. Suko stach das Spatenblatt in den Boden. Er nickte zufrieden. »Hier scheint es einigermaßen weich zu sein.«

»Dann fangen wir an.«

Wir wollten die Toten in ein großes Grab legen. Es war der letzte Dienst, den wir ihnen erweisen konnten.

Die Arbeit strengte an, wir gerieten ins Schwitzen. Suko war der erste, der seine Jacke auszog. Ich folgte wenig später seinem Beispiel, und so machten wir weiter.

Der Boden war an dieser Stelle zwar weich, aber auch steinig. Es machte Mühe, ihn auszuheben und die Brocken zur Seite zu schleudern.

Manchmal mußten wir mit den Händen nachfassen.

Es wurde ein flaches Grab. Ich kam aus meiner gebückten Haltung hoch und wischte mir über die Stirn. Dann nickte ich Suko zu.

»Hören wir auf?« fragte ich.

»Ja.«

»Okay.« Er legte den Spaten zur Seite. »Dann wollen wir mal die Leichen holen.« Suko sagte es mit kratziger Stimme. Ihm war ebenso unwohl wie mir. Wir schauderten beide vor der Aufgabe, aber wir mußten es tun, das waren wir den Männern einfach schuldig.

Ich hatte noch eine Idee. »Vielleicht finden wir eine Plane.«

Suko war natürlich einverstanden. Wir suchten in der Vorratsbaracke und fanden dort Zeltplanen und auch Decken. Beides konnten wir gut gebrauchen.

Darin wickelten wir die Toten ein.

Ich erlebte einige der schlimmsten Minuten meines Lebens. Meine Lippen bildeten Striche, so hart hatte ich sie aufeinandergepreßt.

Wir sprachen kaum ein Wort, sondern gaben uns nur gegenseitig knappe Anweisungen. In unseren Augen lag ein feuchter Schimmer.

Weiß Gott, wir hatten einen harten Job, aber das, was wir hier taten, ging jedem an die Nieren, vorausgesetzt, er handelte und dachte noch wie ein Mensch.

Eine halbe Stunde später schaufelten wir das Grab wieder zu. Von

den Toten war nichts mehr zu sehen. Wir hatten sie sorgfältig in die Planen eingerollt.

Jetzt würde für alle Ewigkeiten der steife Nord- oder Westwind über das große Grab blasen und irgendwann einmal den Mantel des Vergessens über die Männer breiten.

Sie hatten es hinter sich, wir aber standen erst am Beginn unserer Aufgabe.

Ich fühlte einen neuen Kraftstrom, der mein Innerstes ausfüllte. Es war zwar kein Vulkan, aber das Blut lief schneller durch meine Adern. Es gibt in den Western-Romanen oft genug Geschichten, wo der einsame Kämpfer am Grab seiner Familie oder seines Freundes steht und den Mördern Rache schwört. So ähnlich erging es mir.

Zwar schwöre ich keine Rache, aber Suko und ich würden alles daransetzen, um dieses grauenhafte Verbrechen aufzuklären und dessen Initiatoren zur Rechenschaft zu ziehen.

Ich atmete ein paarmal tief durch, nachdem wir die letzte Schaufel Erde auf das Grab geworfen hatten. Suko drehte den Spaten noch um und klopfte den Lehm mit dem Blatt fest.

»Es fehlt noch etwas«, sagte er, während er den Rücken durchdrückte.

Ich verstand. »Ein Kreuz.«

»Gehst du schauen?«

»Ja.«

Im Lager fand ich auch Holz. Die Balken waren zu lang und zu dick.

Mit einer Axt hämmerte ich sie mir zurecht und klopfte beide Latten so mit einem Nagel zusammen, daß sie ein Kreuz bildeten.

Das nahm ich mit nach draußen.

Suko wartete am Grab. Als ich nahe genug war, hob er die Hand und deutete zur Felswand hinüber. »Ich habe dort eine Bewegung gesehen«, erklärte er mir.

»War es ein Mensch?«

»Keine Ahnung, wirklich.«

Auch ich schaute zur Wand hin. Nichts rührte sich dort. Stumm und drohend wuchs sie am Ende des Ganges hoch. Ich wurde das Gefühl einfach nicht los, daß sich dort zwischen den mir so unberührt erscheinenden Felsen etwas verborgen hielt.

Vielleicht die grausamen Mörder der fünf Männer. Das alles würden wir noch feststellen können. Bisher waren wir nur vom Hubschrauber zum Lager gegangen.

Auch nachdem ich zwei Minuten zum Zielobjekt geschaut hatte, sah ich dort nichts Verdächtiges. Deshalb wandte ich mich einer anderen Aufgabe zu, besorgte zwei schwere Steine und legte sie auf das Grab.

Das Kreuz steckte ich zwischen die Steine. Ich hoffte, daß es auch einem Sturm trotzen würde.

Dann sprachen wir ein stummes Gebet. Unsere Kleidung flatterte im Wind, die Lippen waren zusammengepreßt, und ich hoffte stark, daß die Männer ihren ewigen Frieden finden würden.

Nachdem wir beide unser Gebet beendet hatten, fragte Suko:

»Hast du schon einen Plan, wie es weitergehen soll?«

»Eigentlich nicht.«

»Ich auch nicht.« Er kickte einen kleinen Stein zur Seite. »Wir sollten in den Hubschrauber steigen und Verstärkung holen.«

»Von wo?«

»Von der Militärbasis. Die Insel muß durchgekämmt werden. Wenn wir die Bestien nicht finden…«

Plötzlich stand Suko steif. Auch ich rührte mich nicht mehr, denn beide hatten wir das unheimliche Heulen vernommen, daß uns in der klaren Luft entgegenschwang und vom Wind getragen wurde.

Es hörte sich schaurig an und trieb uns eine Gänsehaut über den Rücken. Es war dort aufgeklungen, wo sich auch die Felswand befand, und wir wußten sofort Bescheid, wer dieses Heulen ausgestoßen hatte.

Wölfe!

Nur waren es keine normalen, wie sie in den dichten Wäldern des Nordens und des Ostens oft vorkamen und lebten.

Es waren viel gefährlichere.

Werwölfe!

Also doch!

Wir sprachen nicht darüber, aber jeder von uns wußte genau Bescheid.

Die Mörder dieser fünf Menschen waren Werwölfe gewesen. Sie hatten die Männer auf so schreckliche Art und Weise umgebracht.

Ich ballte meine Hände.

»Da wird die Ahnung zur Gewißheit« sagte Suko und nickte mir zu.

»Und wir dachten, daß es eine falsche Spur gewesen ist.«

Ich hob nur die Schultern.

Das Heulen schwang noch immer durch die Senke. Es schallte in unseren Ohren, hörte sich wütend, aggressiv und gleichzeitig auch warnend an. Klar, sie waren sich ihrer Stärke bewußt. Aber auch wir.

Auf keinen Fall dachte ich daran, den Bestien das Feld zu überlassen.

Wir würden kämpfen, das schwor ich mir.

Dann verstummte das Geräusch.

Die Stille danach kam uns unnatürlich vor. Suko räusperte sich und ergriff als erster das Wort. »Bleibt es bei dem Plan? Sollen wir Hilfe holen?«

»Ja.«

»Die Leute werden gegen Werwölfe kaum etwas ausrichten.«

»Ich meine auch keine Menschen. Vielleicht sollten wir Myxin oder Kara mit einspannen.«

»Werwölfe haben nichts mit Atlantis zu tun.«

Ich merkte Sukos Absicht. »Du willst den Kampf also allein aufnehmen?«

»So ist es.«

Für eine Weile starrte ich meinen Freund und Kollegen an. Ich überlegte hin und her. Dabei kam ich zu dem Ergebnis, daß Sukos Vorschlag doch etwas für sich hatte.

»Okay, Alter, einverstanden. Nur müssen wir zuvor dem Piloten Bescheid geben.«

»Meinetwegen.«

Wir hatten dem Mann Anweisungen gegeben, am Hubschrauber zu warten. Vor der Hütte hatten wir keine Landung gewagt, sondern jenseits der Hügelkette, die wir noch überqueren mußten.

Mit einem unguten Gefühl im Magen machten wir uns auf den Weg…

***

Der Pilot stand im Range eines Offiziers und hieß Ernest Eider. Man sagte ihm nach, daß er die Orkneys wie seine Westentasche kannte, was natürlich nicht so stimmte, aber er war schon ein Fachmann.

Deshalb war er auch gebeten worden, die beiden Männer aus London zu fliegen.

Was die Typen genau vorhatten, wußte er nicht, da man ihn nicht eingeweiht hatte. Wie der Job allerdings angelaufen war, ließ auf einen Geheimauftrag schließen.

Es war nicht sein Bier.

Dennoch fragte er sich, was die Typen auf dieser praktisch nördlichsten Insel zu suchen hatten. Das Eiland besaß nicht mal einen Namen. Es war vergessen, menschenleer, nur hatte sich da vor zwei Monaten eine Forschergruppe niedergelassen, um irgend etwas auszukundschaften, was allerdings auch unter *secret* fiel.

Gerüchten nach sollte es um neue Ölbohrungen auf dem Land gehen, daran wollte Eider nicht glauben.

Er hockte in seiner Kanzel, hatte die Beine hochgelegt, den Ausstieg geöffnet und hörte Musik, die ein nördlicher Sender noch schwach durch den Äther schickte. Zwischen den schmalen Lippen des Mannes klemmte ein Zigarillo. Sehr lang und sehr dünn. Eine helle Rauchfahne flatterte durch den Einstieg und verschwand in der klaren Luft.

Man konnte über die Orkneys vieles sagen. Etwas gab es hier noch nicht. Umweltverschmutzung.

Vom Landeplatz aus konnte der Offizier das Meer sehen.

Grüngrau sahen die Wellen aus, die der Wind zu langen Kämmen hochschaufelte und ihnen Gischtkronen aufsetzte. Zum Meer hin fiel die Küste steil ab.

Nur spärliches Gras wuchs hier. Das war so hart, daß es selbst die Schafe verschmähten. Ernest Eider konnte sich vorstellen, daß es sogar einem Einsiedler hier zu still war.

Einen offiziellen Namen trug die Insel nicht. Dafür einen militärischen. XT 2 wurde sie genannt. Angeblich war sie strategisch wichtig, man hatte sie auch für eine Raketenlagerungsstätte vorgesehen.

Das lag aber noch in ferner Zukunft.

Eider wartete und hoffte, daß es nicht zu lange dauerte, da er für den Abend eine Verabredung getroffen hatte. Und das Girl sah nicht aus, als würde es gern warten.

Vom langen Sitzen waren dem Piloten die Knochen steif geworden. Er sprang aus dem Copter und nahm sich vor, einige Schritte zu gehen. Die beiden Männer aus London sah er nicht. Sie mußten ungefähr dort sein, wo sich auch auf der anderen Seite der Insel schwach die hohen Felsen abhoben. Angeblich sollte dieses Gebiet noch von keinem Menschen betreten worden sein.

Ernest Eider sprang nach draußen. Er war ein großer Mann mit eckigen Schultern. Sein Gesicht zeigte Wetterbräune. Ein Typ für die Inseln. Sosehr diese auch von vielen Menschen abgelehnt wurden, Eider bekannte sich zu ihnen. Er hatte bisher jede Versetzung auf einen besseren Posten strikt abgelehnt.

Der Wind blähte seinen Blouson ballonartig auf, so daß der Mann fast wie eine Kugel wirkte. Er schlenderte zu den Klippen. Die beiden Männer aus London hatten ihm versprochen, nicht zu lange wegzubleiben. Sie wollten nur etwas feststellen, nach irgendeiner Sache schauen und dann wieder zurückfliegen.

Eider fand einen Stein nahe des Klippenrands. Auf ihn ließ er sich nieder.

Über den Rand der Steilküste hinweg konnte er schauen und blickte weit aufs Meer hinaus.

Inseln sah er nicht mehr. Im Norden vereinigten sich Wasser und Himmel zu einer Einheit. Noch ein paar Züge konnte er seinem Zigarillo abquälen, dann schleuderte er die Kippe weg. Das Rauschen der Wellen, das harte Schlagen der Brandung, es waren vertraute Geräusche, die er sehr liebte. Zudem hatte er sich so daran gewöhnt, daß er sie auch nicht mehr missen wollte.

Nur hier fühlte er sich frei. Der Pilot schaute nach vorn. Was hinter ihm geschah, interessierte ihn nicht. Er hätte sich dafür interessieren sollen, dann hätte er auch die Gestalt erkannt, die sich allmählich näher schob.

Woher sie gekommen war, niemand hätte es sagen können. Sie war einfach da.

Und sie näherte sich dem Mann.

Es war das lautlose Grauen, der stille Schrecken, der herankroch.

Ein unheimliches Wesen, gefährlich, blutgierig, ein zotteliges Etwas, mit einem Schädel, der nur aus dem Gebiß zu bestehen schien.

Näher und näher kam es.

Der Pilot hob die Arme. Er war vom langen Sitzen ein wenig steif geworden und reckte sich. Dabei öffnete und schloß er die Hände, winkelte die Arme an, streckte sie wieder aus, und plötzlich griff das Monstrum zu.

Eider spürte die Klammer. Sie war ungemein hart, seine Arme konnte er nicht mehr bewegen, und er wurde mit einem Ruck nach hinten gezogen, so daß er vom Stein kippte.

Mit dem Rücken zuerst schlug er auf, dann mit dem Kopf und prallte noch gegen einen Stein.

Es war für ihn der Beginn des Todes. Nicht einmal einen Schrei konnte er ausstoßen, das Monster war schneller und es wußte, wie man einen Menschen töten konnte.

Wenig später richtete es sich auf. Dabei schüttelte es den Kopf.

Aus dem Maul drang ein Fauchen, das vom Wind verschluckt wurde. Für einen Moment starrte das Untier auf die Leiche, dann bückte es sich und hob den Toten auf, um ihn zum Hubschrauber zu schleppen. Fast penibel reagierte es, als es die Leiche auf den Pilotensitz drückte. Einen Augenblick später begann es mit der Zerstörung. Es schlug in seiner Wut überall hin, ließ nichts ganz, zerhämmerte die Elektronik, riß Kabel aus der Verankerung und fetzte Sitze auf.

Vielleicht hätte es auch noch versucht, die Rotorblätter zu brechen, doch so rasch wie die Zerstörung begonnen hatte, endete sie auch.

Mit einem Sprung verließ es die Kanzel und verschwand ebenso rasch, wie es gekommen, war.

Bald wurde es von der Weite des Landes verschluckt.

Zurück blieb ein Toter.

***

Wir befanden uns auf dem Weg zum Hubschrauber. Die Maschinenpistolen hatten wir mitgenommen und über unsere Schultern gehängt. Sehr oft warf ich einen Blick zurück auf die Felswand, in deren Schluchten das Verderben lauerte.

Auf dieser Insel war etwas Grausames geschehen. Wir wußten nicht, wer da gewütet hatte und aus welchem Grund, uns war nur klar, daß wir hier etwas unternehmen mußten. Wahrscheinlich würden wir es allein kaum schaffen. Der Pilot sollte zurückfliegen und unsere Wünsche den zuständigen Stellen vortragen. Danach konnte man immer noch entscheiden, wie vorgegangen werden sollte.

Wir erreichten einen kleinen Kamm und schauten hinunter. Das Gelände hatte nun eine ebene Form angenommen, die erst dicht an

der Küste aufhörte.

Auf dieser Ebene stand auch der Hubschrauber. Er war grün lackiert worden, in einer idealen Tarnfarbe. Da der Himmel wolkenverhangen war, spiegelte sich auf den Scheiben des Copters auch kein Licht.

Wir gingen näher.

Suko sagte etwas und begann plötzlich zu laufen. Auch mich hielt nichts mehr.

Ich folgte meinem Partner, der seinen Vorsprung ausbaute und als erster den Hubschrauber erreichte. Er warf nur einen Blick hinein, drehte sich um, und ich sah in seinem Gesicht wieder dieselbe Farbe wie vorhin, als wir die Leichen entdeckt hatten.

Da wußte ich Bescheid.

Die letzten Schritte ging ich sehr langsam. Suko trat zur Seite, damit ich in den Copter und die Kanzel sehen konnte.

Unser Pilot hockte auf dem Sitz. Sein Kopf war nach hinten gefallen.

Ich sah nur das Blut und wußte Bescheid.

»Damit wären wir auf der Insel gefangen!« hörte ich Suko sprechen.

»Wieso?«

»Schau dir mal das Cockpit an.«

Jetzt, wo Suko es sagte, sah ich hin und mußte meinem Partner recht geben. Der Mörder hatte nicht nur das Leben des Piloten zerstört, auch das Cockpit war seiner Wut zum Opfer gefallen. Er hatte Kabel herausgerissen, Verkleidungen zerstört und auch einiges andere eingeschlagen. Ein Regen von Splittern lag auf der Gestalt des Toten.

Nein, mit der Maschine würden wir nicht wegkommen.

»Okay«, sagte ich zu meinem Partner, »bleiben wir eben auf dieser verdammten Insel.«

»Wie lange?«

»Bis es einigen Leuten einfällt, uns zu suchen.« Ich schaute auf die Uhr. »Mit einer Nacht rechne ich immer.«

»Das wird lustig«, erklärte der Inspektor. »Wie ich mich kenne, werde ich wohl kaum zum Schlafen kommen.«

»Frag mich mal.«

Wir gingen wieder zurück. Vielleicht würden wir später noch ein Grab für den Mann ausheben, jetzt hatten wir andere Dinge zu tun.

Wir waren Gefangene einer Insel, denn ein Boot, mit dem wir hätten verschwinden können, gab es nicht.

Nicht nur das Cockpit war zerstört worden, sondern auch die Einrichtung in der Baracke. Dort würden wir uns aufhalten, und mußten versuchen, eine gewisse Ordnung zu schaffen.

Wir erreichten die Baracke und schauten uns erst jetzt das Ausmaß der Zerstörung näher an.

Die Männer hier hätten besonders stolz auf ihr Funkgerät sein können.

Vandalen hatten es zerstört. Falls es zu reparieren war, dann nur von einem Fachmann.

Was wir schaffen konnten, das nahmen wir in Angriff. Und während wir aufräumten, dachte ich an die sechs Toten und auch daran, wie alles begonnen hatte…

Es war einen Tag nach der Ausschaltung der Vampir-Witwe gewesen, als Suko und ich mal wieder zu unserem Chef gerufen wurden. Sir James zeigte sich sehr jovial. Er gratulierte uns zu dem Erfolg, wobei ich am wenigsten dazu beigetragen hatte, die Hauptarbeit war von Bill und Suko geleistet worden, aber das interessierte Sir James nicht.

Mitfühlend erkundigte er sich, ob es ein harter Job gewesen war.

Suko gab die Antwort. Ich sagte sicherheitshalber nichts, denn ich kannte die Tücken unseres Chefs.

»Well, mein lieber Suko, dann wird Ihnen der nächste Job wie eine Erholung vorkommen.«

»Wieso, Sir?«

»Ich hatte gedacht, Ihnen beiden einen Inseltrip zu gönnen.«

»In die Südsee wollte ich schon lange mal«, erwiderte ich.

Der Superintendent schüttelte den Kopf und grinste breit. »In die Südsee können Sie fahren, wenn Sie Urlaub haben, aber es gibt in der Nähe auch noch nette Inseln.«

»Wie Sylt«, sagte ich und erinnerte mich gleichzeitig an die Satans-Zwerge.

»Nein, die meine ich nicht. Weiter nördlich.«

Jetzt wurde es schon fast gemein. Ich wollte sagen, daß auch England eine Insel ist, die Bemerkung kam mir jedoch ein wenig deplaziert vor, und der Superintendent rückte auch nicht so recht mit der Sprache heraus. Ihm machte es anscheinend Spaß, uns auf die Folter zu spannen.

»Wollen Sie nicht mehr raten?«

»Nein.«

»Schade.« Er runzelte die Stirn und schob sein Brillengestell höher.

»Sie scheinen heute ein wenig humorlos zu sein.«

»Beim Inselspringen immer.«

Sir James gestattete sich ein Lächeln. »Die Springerstiefel können Sie sicherlich anziehen, John, wenn Sie mit einem gewaltigen Satz auf die Orkneys springen!«

So etwas Ähnliches hatte ich schon geahnt. Die Orkneys! Für mich Orte der Verbannung, denn da oben war wirklich der Hund begraben, wenn nicht noch mehr. Auf den Hauptinseln wie Mainland oder Hoy ging es ja, aber da gab es noch zahlreiche kleine, namenlose Inseln, wobei ich das Gefühl nicht loswurde, daß uns der Superintendent auf eine dieser Inseln verbannen wollte.

Das sagte ich ihm auch.

»Sie haben recht!« erklärte er.
»Wie schön.«
»Und wie heißt die Insel?« fragte Suko.
»Die hat gar keinen Namen. In Militärkreisen wird sie XT 2 genannt.«
»Und was wollen wir da?«
»Nachschauen.«
»Da gibt es doch nichts zu finden.«
»Meinen Sie wirklich?« Sir James lächelte. Er kostete seinen Informationsvorsprung aus und griff in die Schreibtischschublade, aus der er etwas Bestimmtes hervorholte.
Es war eine Kassette.
»Haben Sie die auf der Insel gefunden?« fragte ich.
»Nein, aber es sind die Aussagen eines Überlebenden und leider danach Verstorbenen.« Der Superintendent legte die Kassette in den Recorder. »Am besten wird es sein, wenn Sie sich einmal genau anhören, was der Mann kurz vor seinem Tod von sich gegeben hat. Danach können Sie mich noch immer beschimpfen.«
Der Superintendent stellte den Recorder an. Wir hatten uns zurückgelehnt und hörten flüsternde Stimmen im Hintergrund, aber keine Aussage, die hervorstach.
Dann schwere Atemzüge. Es war schlimm, denn wir wußten jetzt, daß ein Mann kurz vor dem Tod stand.
Es war eine abgehackte, flüsternde und gleichzeitig rauhe Stimme, die zu uns sprach und von Erlebnissen berichtete, die uns eine Gänsehaut über den Rücken trieb.
»Wir haben sie gesehen. Es waren Wölfe. Wie Menschen wirkten sie. So grausam… und sie töteten.«
»Wen töteten sie?« fragte eine Stimme zwischen.
»Meine Freunde.«
»Und warum?«
»Ich weiß es nicht. Ich konnte fliehen, sie verfolgten mich bis auf das Schiff. Dort kämpfte ich, wurde verletzt, dann war es vorbei…«
Auch mit der Aufnahme.
Sir James stellte den Apparat ab. »Dieser Mann hat von Werwölfen gesprochen, meine Herren.«
»Das ist nicht sicher«, warf ich ein.
»Sie wollen sich nur von der Inselfahrt drücken. Für mich sind es Werwölfe.«
»Und wie ging es weiter?« wollte Suko wissen.
»Der Mann konnte sich also retten. Er gelangte auf ein Boot, hat dort auch mit einem Werwolf gekämpft, und dann mußte er ins Wasser gefallen sein. Wie er überlebte, ob er Treibholz fand, an das er sich hatte festklammern können, ist mir bisher ein Rätsel geblieben. Jedenfalls schafften es Männer von der Navy, ihn aus den Fluten zu

bergen.«
»Er ist ihnen gestorben?«
»Ja, die Verletzungen waren einfach zu schlimm. Nur die Aufnahme konnte noch gemacht werden.«
»Wie lange ist das denn her?« fragte ich.
»Drei Wochen ungefähr.«
»Da kann viel passieren.«
»Natürlich. Aber Sie waren nicht greifbar. Das Problem besteht weiterhin, und Sie kennen auch Ihre Aufgabe, John. Finden Sie heraus, ob sich auf der Insel XT 2 tatsächlich Werwölfe herumtreiben.«
»Das ist alles, Sir?«
»So ungefähr oder im Prinzip.«
»Welchen Haken hat die Sache denn noch?«
»Die Insel ist eigentlich unbewohnt. Doch es gibt unter den Militärs genügend Personen, die sich für diese kleinen Flecken interessieren. Wie man mir sagte, befinden sich Wissenschaftler auf der Insel…«
»War der Gerettete einer von diesen Leuten?«
»Nein, ein Fischer.«
»Und diese Wissenschaftler, Sir, wonach forschen Sie?« erkundigte sich Suko.
Der Superindentent wiegte den Kopf. »Wenn ich das wüßte, dürfte ich es Ihnen trotzdem nicht sagen.«
Ich winkte ab. »Mal wieder streng geheim, nicht?«
»Leider.«
Es war immer das gleiche. Militär, Geheimdienst und Polizei paßten nicht zueinander. Ein jeder hütete seine kleinen Geheimnisse fast wie ein Orakel. Da hindurchzukommen, bedeutete immer Schwierigkeiten.
»Wissen die Männer Bescheid?« fragte ich.
»Ja, man hat sie informiert.«
»Sie freuen sich natürlich.«
»Das kann ich nicht sagen, John. Wahrscheinlich nicht. Aber die Leute werden sich an Sie gewöhnen müssen, so wie Sie sich an die Wissenschaftler gewöhnen. Das ist nun mal der Lauf der Dinge.«
Ich schaute Suko an, sah in sein Gesicht und konnte feststellen, daß mein Partner nicht eben begeistert war. Der hätte lieber einen anderen Job durchgezogen.
»Wann sollten wir denn fliegen?« fragte ich noch.
»Ziemlich schnell. Es ist alles organisiert worden. Den letzten Rest legen Sie mit einem Hubschrauber zurück. Der Pilot wird Sie auch wieder abholen.«
Was sollten wir dazu sagen? Nichts. Job ist Job. Leider konnten wir uns die Aufgaben nicht immer aussuchen. Und die Südsee mußte vorerst ein Traum bleiben. Wir würden dafür in den kalten Norden

fliegen und eine Insel erleben, wo ich nicht einmal begraben sein wollte.

»Halten Sie sich tapfer und kümmern Sie sich so wenig wie möglich um die Militärs. Das wird am besten sein«, sagte Sir James.

Damit waren wir verabschiedet.

Es war alles anders gekommen, als wir angenommen hatten. Die fünf Wissenschaftler hatten wir zwar entdeckt, aber sie waren tot.

Der Pilot lebte auch nicht mehr, und wir konnten uns als Gefangene dieser Insel bezeichnen, denn ich glaubte nicht daran, daß wir irgendwo ein Boot finden würden, das uns wegschaffte.

Wir hatten aufgeräumt und die Fenster geöffnet, damit der Durchzug den Blutgeruch vertreiben konnte.

Auch im Juni wurde es auf den Orkneys noch empfindlich kalt, deshalb trugen wir auch die dicken Jacken. Die Bestien hatten in ihrer Zerstörungswut vor nichts Halt gemacht. Besonders stark war die Elektronik in Mitleidenschaft gezogen worden, so daß wir auch über Funk keinen Kontakt zur Außenwelt herstellen konnten.

Wir mußten wirklich warten, bis man uns suchte.

Die Möbel hatten wir wieder geradegerückt. Zu verhungern brauchten wir auch nicht. Es waren genügend Konserven vorhanden, die wir auch kalt essen konnten.

Suko warf mir eine Dose zu. Rindfleisch befand sich darin. Dauerbrote gab es auch, und so begannen wir zu essen. Den Tisch hatten wir wieder aufgestellt. Wir saßen uns gegenüber und schauten in das Licht einer alten Petroleumlampe.

Zu trinken gab es auch. Büchsen mit Saft hatten sich unter dem Proviant befunden.

»Fragt sich nur, wie wir jetzt vorgehen«, sagte mein Partner und schaufelte einen Löffel mit Rindfleisch in den Mund.

»Auf keinen Fall mit Maschinenpistolen. Damit erreichen wir nichts.«

»Richtig.«

Man hatte uns die Dinger einfach angedreht. Ich mochte diese Waffen nicht, bisher hatte ich mich immer gut auf meine Beretta verlassen können.

»Ich wäre für eine erste Erkundung des Geländes.«

Suko schaute mich an. »Du willst jetzt durch die Insel marschieren?«

»Nein, nur um die Hütte.«

»Und dann?«

Ich nahm einen Schluck Saft. »Vielleicht finden wir Spuren.«

Suko stand auf und schob seinen Stuhl nach hinten. »Da sollten wir uns beeilen. Es wird bald dunkel.«

»Meinetwegen.« Ich leerte noch schnell die Büchse. Die Maschinenpistolen ließen wir stehen. Zum Glück ließ sich die Tür noch richtig ins Schloß ziehen und auch abschließen. Den Schlüssel

hatten wir gefunden. Ich steckte ihn ein.

Die Temperatur war etwas gesunken. Von Norden wehte der Wind weiterhin. Auf meinem Gesicht bildete sich eine Gänsehaut.

Hier war es eine ganze Ecke kälter als in London.

Wo immer wir auch hingingen, den Strand würden wir jedesmal erreichen.

Nur an einer Seite war der Weg durch die hohen Felsen sehr schwierig geworden.

Wir hätten natürlich in diese Region hineingehen können. Das aber war unserer Ansicht nach nicht nötig, denn die Werwölfe, falls es wirklich welche waren, wußten längst, daß wir uns auf der Insel aufhielten. Wenn sie Menschen rochen, würden sie auch kommen.

Zur Hütte hin!

Und dort konnten wir sie erwarten. Erstens waren wir da geschützter, und zweitens konnten wir das Umfeld als überschaubar betrachten.

Unser Marsch dauerte ungefähr eine Stunde. Dabei verloren wir die Hütte nie aus den Augen.

Spuren fanden wir keine. Auf diesem rauhen Gras zeichnete sich nichts ab. Manchmal lagen die grauen Felsen wie blankgewaschene Töpfe auf dem Boden.

Ich schlug vor, wieder zur Hütte zurückzugehen. Auch Suko war einverstanden.

Unangefochten erreichten wir sie und verschlossen die Tür hinter uns.

Suko begab sich an eine weitere Durchsuchung. Er drückte eine zweite Tür auf, die in einen Schlafraum führte. Es war nur mehr eine Kammer, wo sechs Betten standen. Drei jeweils übereinander.

»Wenn ich so ein Bett sehe, werde ich müde«, sagte der Inspektor.

»Leg dich doch hin.«

»Und was machst du?«

»Ich schiebe Wache.«

»Das können wir noch in der Nacht«, erklärte Suko. Er drückte sich an mir vorbei. »Sollten wir nicht versuchen, das Funkgerät zu reparieren?«

Zweifelnd schaute ich ihn an. »Kannst du das?«

»Kaum.«

»Also nicht.«

Suko hob die Schultern. Er trat an die Konsolen heran. Modernste Elektronik. Sie paßte nicht in diese primitive Baracke. Aber sich in dem Wirrwarr aus kleinen Drähten, Spulen und Chips zurechtzufinden, war für Laien, wie wir es nun einmal waren, unmöglich.

»Gib es auf«, sagte ich, wobei Suko noch gar nicht angefangen hatte.

»Okay, du hast recht.«

Ich war an eines der Fenster getreten und schaute hindurch. Es gab vier davon. Zwei an der Vorder- und zwei weitere an der Rückseite. Den Kopf hielt ich schräg, so konnte ich gegen den grauen und allmählich dunkler werdenden Himmel blicken.

Zwischen den Wolken sah ich einen blassen Kreis. Er schien mit weißer Farbe dort hingepinselt worden zu sein. Es war der Vollmond, der sich allmählich hervorschob.

Das richtige Werwolfwetter…

Eine Gänsehaut rann über meinen Rücken, als ich daran dachte.

Bisher hatten wir keine Bestie gesehen, aber dieses Anzeichen deutete darauf hin, daß sie bestimmt erscheinen würden.

Wenn das kalte Licht des Mondes ihre Körper traf, würden sie sich verwandeln.

Ich machte Suko darauf aufmerksam.

»Ja, das ist ideal für sie. Wie sieht es eigentlich mit unserer Munition aus?«

»Die reicht.«

»Ich meine die Silberkugeln.«

»Auch die.«

Father Ignatius hatte vor kurzem erst Nachschub gebracht und gleichzeitig das Haus der Conollys gesichert. Ich setzte mich zu Suko an den Tisch und schaute zu, wie der seine Waffe auseinandernahm und die einzelnen Teile sorgfältig prüfte.

»Alles in Ordnung?« fragte ich.

»Könnte nicht besser sein.«

Danach schwiegen wir. Es herrschte eine irgendwie bedrückende Stimmung zwischen uns. Wir waren allein, dennoch hatten wir das Gefühl, beobachtet zu werden. Irgendwo im Verborgenen schien das Böse zu lauern und nur darauf zu warten, endlich zuschlagen zu können.

Ich spürte die Trockenheit in meinem Hals und dachte wieder an die fünf Toten. Das Bild würde ich nicht so schnell vergessen. Es war auch gleichzeitig eine Warnung, denn nun wußten wir, mit welch grausamen Gegnern wir es zu tun hatten.

Ich holte eine Zigarette aus dem Päckchen und zündete mir das Stäbchen an. Den Rauch blies ich in Richtung Tür, wo sich die Wolke allmählich auflöste.

Da das elektrische Licht nicht funktionierte, mußten wir uns auf die Petroleumleuchten verlassen. Suko hatte drei von ihnen gefunden. Unter dem Glaszylinder leuchtete die kleine Flamme wie ein heller Finger und verbreitete ihren Schein.

Draußen wurde es dunkler.

Die Fenster sahen wir nur mehr als graue Rechtecke in der Wand.

Immer schwächeres Licht fiel in die Baracke, die wir zu unserem

Hauptquartier erkoren hatten.
Ich hielt es am Tisch nicht mehr aus, erhob mich und ging zur Tür.
»Wo willst du hin, John?«
»Nur mal schauen.«
Das wollte ich tatsächlich nur. Mein Blick fiel auf die hohe Felsregion.
Dort hatten sich die ersten Schatten des Abends gebildet und fielen bis weit in die Senke hinein. Die Felsen selbst schimmerten an ihren Spitzen in einem rötlichen Licht.
Es war stiller geworden. Ich sah auch kein Tier, sondern schaute über das leere Land.
Beinahe wünschte ich mir, einen Werwolf zu sehen, dann hätte ich etwas zu tun gehabt, aber auch diese Bestie ließ sich nicht blicken.
Aus der Hütte rief Suko: »Ist irgendwas Besonderes?«
»Nein, nichts.«
»Dann komm wieder zurück.«
Ich tat ihm den Gefallen.
Suko schaute mich grinsend an. »Irgend etwas stimmt bei dir nicht, Alter.«
»Wieso?«
»Du bist nervös.«
Da hatte Suko recht. »Ja«, gab ich zu. »Das stimmt. Ich bin nervös, weil ich nicht weiß, was hier gespielt wird. Wir sitzen wie auf einem Präsentierteller und warten darauf, daß wir angegriffen werden.«
Suko grinste wie ein Filmheld. »Dann können wir uns wenigstens verteidigen.«
»Sicher. Ich glaube jedoch, daß mehr hinter dieser Sache steckt. Da sind nicht nur ein paar Werwölfe, die auf der Insel umherirren und sich verlaufen haben. Nein, dahinter steckt Methode.«
»Wie kommst du darauf?«
Ich hob die Schultern. »Beweise habe ich natürlich nicht. Mein Gefühl sagt mir das. Die Werwölfe kommen, greifen an, töten und ziehen sich wieder zurück.«
»Na und?«
»Weshalb bleiben Sie nicht an Ort und Stelle, frage ich dich?«
»Keine Ahnung.«
Ich schluckte ein paarmal. »Auch ich habe keine Ahnung, doch ich weiß, daß etwas dahintersteckt, da kannst du sagen, was du willst. Die Bestien handeln bestimmt nicht aus eigenem Antrieb.«
»Wer sollte sie führen?«
Ich stemmte mein Kinn gegen die Handflächen. »Denk doch mal nach. Fällt dir da kein Name ein?«
»Lupina.«
»An die dachte ich auch.«

»Sie ist verschollen«, erklärte Suko. »Irgendwo in der Urzeit verschwunden oder tobt sich in anderen Dimensionen mit Fenris, dem Götterwolf, aus.«

»Was nicht heißt, daß sie nicht auch zurückkehren kann«, hielt ich Suko vor.

»Klar, wenn du es so siehst.«

»Ich suche eben das Motiv. Mehr nicht.«

»Das werden uns die Bestien schon liefern. Verlaß dich darauf.«

Suko war wirklich sehr optimistisch.

Mich machte die Warterei nervös. Vielleicht reagierte ich deshalb so übersensibel. Abermals stand ich auf und ging zum Fenster. Die düsteren Schatten der Dämmerung hüllten dieses fast vergessene Eiland ein. Keine Kontur war mehr scharf. Ich sah die Schatten ineinanderfließen und zu einer breiigen Masse werden.

Ein schlechtes Licht, um etwas erkennen zu können, aber ein gutes, um sich anzuschleichen.

Und dann hörten wir das Heulen!

Jetzt stand auch Suko auf, stützte eine Hand auf die Tischplatte und lauschte dem Klang.

Ein wahrlich unheimlicher Ton hallte über die Insel und wurde von den Wänden der Baracke kaum gedämpft. Wir konnten uns als ziemlich abgebrüht bezeichnen, was den Umgang mit dämonischen Wesen anging, aber dieses Heulen fuhr auch uns unter die Haut.

Ich schüttelte mich.

Der Ton schwang noch lange in der Luft. Vielleicht wurde er auch von den Felswänden zurückgeworfen, wir wußten es nicht, und wir wußten auch nicht, wo sich das Wesen befand, das dieses klagende Geräusch ausgestoßen hatte.

Irgendwo auf der Insel…

Ich hielt für einen Augenblick den Atem an. Als ich die Luft wieder ausstieß, war das Heulen verklungen.

»Eine erste Warnung«, meinte Suko.

»Die zweite«, korrigierte ich ihn. »Die erste hörten wir, als wir am Grab standen.«

»Meinetwegen. Vielleicht hat der Anführer des Rudels auch seine Artgenossen zusammengerufen.«

»Möglich.«

»Wir müssen also damit rechnen, daß sie kommen werden«, stellte der Inspektor sachlich fest. »Mach dich auf etwas gefaßt, John.«

»Das werde ich auch.«

Wir nahmen strategisch günstige Punkte ein. Suko stellte sich an der Rückwand schräg neben ein Fenster, ich tat das gleiche an der Vorderseite.

Und so warteten wir.

Gesprochen wurde nicht. Innerhalb der Baracke herrschte eine seltsame Spannung. Wir konnten sie fast fühlen. Die wenigen Lampen brannten und gaben spärliches Licht. Irgendwie paßte es zu dieser abenteuerlichen Atmosphäre so am Ende der Welt.

Draußen wehte der Wind. Manchmal hörten wir es irgendwo klappern.

Doch diese Geräusche konnte man nicht als verdächtig oder gefährlich bezeichnen. Wir hatten uns auch an sie gewöhnt.

Die Minuten verrannen. Keiner konnte behaupten, daß es ihm besser ging. Es war das lauernde Abwarten, das Horchen, das Warten auf jedes verdächtige Geräusch.

Suko erging es besser als mir. Er besaß eine andere Mentalität.

Und vor allen Dingen Geduld. Mein Freund gehörte zu den Menschen, die eine Nacht über in irgendeiner Hausnische warteten und sich nicht darüber beschwerten.

»Vielleicht kommen sie gar nicht«, unterbrach ich die Stille.

Suko hob die Schultern. »Das entspräche nicht ihrer Mentalität. Die wissen, daß sich hier Menschen befinden.«

»Wie sieht es mit dem Mond aus? Kannst du ihn sehen?«

Suko bückte sich ein wenig und schaute nach oben. »Der sieht aus wie eine gelbe Scheibe. Genau richtig für unsere Freunde.«

Es verging wieder Zeit. Ich spielte mit dem Gedanken, die Tür zu öffnen und hinauszugehen, ließ es aber. Falls die Werwölfe in der Nähe lauerten, würden sie die Chance sofort ergreifen und in die Baracke springen.

Wieder klapperte ein hölzerner Fensterladen. Wir hörten kaum noch hin. Dafür vernahm ich ein anderes Geräusch.

Über uns, auf dem Dach!

Es war ein Kratzen!

Der Grund lag auf der Hand. Die Werwölfe waren da!

Auch Suko hatte das Geräusch gehört, duckte sich zusammen, ging vom Fenster weg, legte einen Finger auf die Lippen und deutete nach oben, wobei er mich anschaute.

Ich nickte ihm zu.

»Sollen wir rausgehen?«

»Ich gehe.«

Suko sprach nicht dagegen. »Dann bleibe ich hier und erwarte ihn, falls er es schafft durchzubrechen. Da müßte er nur einige Latten abreißen. Die Kraft wird er haben.«

Davon war auch ich überzeugt. Meine Hand lag schon auf der Klinke.

Wenig später hatte ich die Tür zu einem Spalt aufgezogen, um hindurchzuschlüpfen.

Leider fiel auch ein Streifen Licht nach draußen. Wenn ich ihn durchquerte, hob ich mich als Zielscheibe deutlich ab, was mir

überhaupt nicht behagte, woran aber leider nichts zu ändern war.
Unwillkürlich duckte ich mich ein wenig zusammen, ging auf Zehenspitzen und hatte auch die Beretta gezogen.
Leer und düster lag das Land vor mir. Eine weite Schatteninsel, in der die Dunkelheit alles zugedeckt hatte.
Von einem Werwolf sah ich nichts.
Als ich die Baracke verlassen hatte, wandte ich mich scharf nach links und drückte mich mit dem Rücken gegen die Außenwand. Mit dem rechten Ellbogen stieß ich die Tür wieder zu.
Die Baracke besaß ein Flachdach. Es lag leider so hoch, daß man ohne Leiter Mühe hatte, hinaufzukommen. Zudem würde dies nicht ohne Lärm über die Bühne gehen. Am besten war es, wenn ich vom Anbau her über das Dach der Baracke kletterte. Um mein Ziel zu erreichen, mußte ich um den Bau herum.
Sehr vorsichtig ging ich dabei zu Werke. Meine Blicke waren überall. Ich peilte auch nach oben, ob vielleicht am Rand des Daches eine Bestie auftauchen würde.
Das war nicht der Fall.
Unangefochten erreichte ich den Anbau, der an seiner Rückseite hin schräg abfiel, so daß ich ohne Mühe und mit ausgestreckten Armen den Dachrand erreichen und mich hochziehen konnte.
Um das zu schaffen, benötigte ich beide Hände. Die Beretta steckte ich weg.
Zupacken, ein Klimmzug, Bein anwinkeln, sich damit abstützen, dann war ich oben. Zuerst geduckt, dann blieb ich flach auf dem Bauch liegen.
Trotz der Spannung hatte sich mein Atem kaum beschleunigt. Ich saugte ihn durch den offenen Mund ein und bewegte mich wie ein Rekrut in der Grundausbildung vor.
Über Holz und Teerpappe schabte mein Körper. Geräuschlos konnte ich mich leider nicht fortbewegen.
Vor mir stieg das Dach ein wenig an. Es war mir nicht möglich, darüber hinwegzuschauen und zu erkennen, ob auf dem Barackendach wirklich jemand hockte.
Das gelang mir erst einige Yards später, wo beide Dächer auf einem Niveau lagen.
Dort blieb ich liegen.
Es war schwer, in der Dunkelheit etwas zu sehen. Schatten hüllten das Gebäude und mich ein. Nicht einmal ein glühendes Augenpaar bewegte sich vor mir.
Hatte ich mich getäuscht? War das Dach leer?
Ich richtete mich vorsichtig auf. Die Beretta lag wieder in meiner Hand. Sie zielte nach vorn und war bereit, die für den Werwolf tödliche Silberkugel auszuspeien.

Ich sah kein Ziel.
Einen Schritt ging ich weiter. Unter mir mußte Suko mich sicherlich hören können.
Einen zweiten Schritt ließ mein Gegner noch zu, als sich plötzlich die Dunkelheit auf dem Dach bewegte. So kam es mir jedenfalls vor, aber es war nicht die Dunkelheit, die sich bewegte, sondern die Bestie.
Der Schatten wuchs vor mir hoch und immer höher, bis ich feststellen mußte, daß er mich überragte.
Jetzt sah ich auch die Augen!
Zwei Dolche schienen mir ins Gesicht zu starren, so scharf waren die Blicke.
Und tödlich!
Obwohl ich nicht genau erkannte, ob es sich um einen Werwolf handelte, ging ich davon aus, stellte mich breitbeinig hin, hörte ein drohendes Knurren, in dem noch als Unterton ein Heulen mitschwang, und drückte ab.
Die Gestalt war nicht zu verfehlen. Auf diese kurze Distanz erst recht nicht.
Das geweihte Silbergeschoß hieb in den kompakten Schatten hinein und brachte ihn zum Wanken.
Etwas sprühte mir entgegen. Vielleicht war es Geifer, ich wußte es nicht, ich sah nur, wie sich der Werwolf immer mehr dem Rand des Daches näherte.
Fangen konnten er sich nicht mehr.
Der nächste Tritt fand keinen Widerstand mehr. Er stürzte ins Leere. Ich hörte noch den Aufprall, dann war es für einen langen Moment still.
Auch ich rührte mich nicht und erwachte erst aus der Erstarrung, als ich Suko hörte, wie er die Tür öffnete.
»John?« Seine besorgte Stimme erreichte mich.
»Alles okay.«
»Wo steckt die Bestie?«
»An der Rückseite.«
Ich hörte Suko laufen. Mich hielt ebenfalls nichts mehr auf dem Dach.
Als ich hinuntersprang und auf dem Boden landete, flitzte Suko um die Hausecke. Er hatte eine Taschenlampe mitgebracht. Der Strahl hüpfte auf und nieder, bevor er an der massigen, auf dem Boden liegenden Gestalt hängenblieb.
Zufällig an der Stelle, wo meine Kugel die Bestie getroffen hatte.
Das dunkle Fell zeigte dort einen regelrechten Brandfleck. Das geweihte Silber hatte sogar die Haare rund um die Einschußwunde versengt.
»Leuchte mal in sein Gesicht!«

Der Kegel wanderte höher, traf das von mir angeforderte Ziel, und beide waren wir überrascht.

So einen Werwolf hatten wir noch nie gesehen!

Seine Haare waren knallrot. Und sie standen hoch wie die Zinken eines Kamms. Fast sahen sie mir aus wie eine Perücke. Unter dem Schopf saß ein Gesicht, das eine Mischung zwischen der Fratze eines Gorillas und der eines Hundes darstellte. Haare wuchsen dort kaum. Der Pelz bedeckte nur mehr den Oberkörper. Die Ohren waren lang und spitz. Sie erinnerten mich an die Hörorgane eines Mr. Spock aus der Serie »Enterprise«. Dann das Maul. Es stand offen, als hätte der Werwolf im letzten Augenblick noch schreien wollen.

Zwei Zähne fielen besonders auf. Sie wuchsen aus dem Unterkiefer hoch und erinnerten mich an weiße Dolche. Lang wie Finger waren sie und höllisch spitz.

Damit konnte man Wunden reißen.

»Ist das ein Werwolf?« fragte Suko, wobei Zweifel in seiner Stimme mitschwangen.

»Ich weiß es nicht!« erwiderte ich. »Es sieht so aus. Wenigstens beim ersten Hinsehen, aber ein Werwolf, wie wir ihn kennen, ist das bestimmt nicht. Das Gesicht wirkt anders.«

»Meine ich auch.«

Meine Kugel hatte ihn getötet. Das war schon viel wert. Ich wunderte mich noch darüber, daß er nicht verging oder sich auflöste, als es bereits geschah.

Plötzlich sahen wir keine Haare mehr, sondern kleine Flammen.

Sie sprangen und fauchten in die Höhe und breiteten sich im Nu aus, so daß sie auch den Körper erfassen konnten, der ebenfalls zu einer feurigen Lohe wurde und vor unseren Augen verglühte.

Zurück blieb ein Rest: Fettige, schmierige Asche, das war alles.

Ich trat mit der Fußspitze hinein. Wir spürten noch die Wärme, die von ihr ausging. Als ich sie verrieb, hatte ich das Gefühl, unter meiner Sohle wäre es glatt geworden.

»Das war der erste«, sagte Suko und schaute mich dabei an. »Wie viele werden ihm noch folgen?«

»Keine Ahnung.«

Mein Freund schlug mir auf die Schulter. Er lachte dabei. »Eigentlich gibt es keinen Grund, so pessimistisch zu sein, Alter. Wir haben gesehen, daß unsere Silberkugeln es schaffen. Was willst du mehr?«

»Wissen, welche noch lauern?«

»Die werden sich schon zeigen.« Suko deutete auf die Aschereste.

»Der war nur die Vorhut.«

Mein Partner konnte recht haben. Ich dachte schon wieder über diese seltsame Bestie nach. Sie hatte rote Haare gehabt. Ein Werwolf mit roten Haaren, so etwas war mir noch nie untergekommen. Da mußte

einfach ein Geheimnis dahinterstecken.

Unsere Theorie hatte sich bestätigt. Wenn wir in der Hütte warteten, kamen sie von allein. Mehr wollten wir auch nicht, wenn wir ehrlich waren. Zudem hoffte ich, daß uns die anderen auch so wenig Mühe machen würden, wenn sie kamen.

Wir gingen wieder zurück. Wohler war uns beiden trotzdem nicht.

Scharf und noch kälter blies der Wind gegen unsere Gesichter.

Diese Insel lag wirklich am Ende der Welt und war zu dem noch von den gefährlichen Bestien besetzt.

Ich hatte die Hütte als erster betreten, Suko warf noch einen Blick nach draußen und zog die Tür hinter sich zu. Dann nahm er wieder neben dem Fenster Aufstellung.

Ich hatte mich an den Tisch gesetzt. Wir mußten davon ausgehen, daß die Werwölfe irgendwann angriffen und es auch raffiniert anfingen.

Vielleicht machten sie es so wie früher die Indianer, als sie heulend um die einsamen Stationen der Weißen sprengten, bevor sie angriffen und die Gebäude in Brand setzten.

Hoffentlich fiel das den Bestien nicht ein. Wenn sie uns das Dach über dem Kopf anzündeten, sah es böse aus.

»Sie sind da!« Sukos zischende Warnung unterbrach meine Gedanken.

Ich stand sofort auf.

Der Inspektor hatte sich zu mir hin umgedreht. Er grinste scharf.

»Ein reizender Besuch, John.«

»Wie viele sind es?«

»Kann ich nicht sagen. Ich habe nur gesehen, daß sich vor der Hütte Schatten bewegen. Die müssen hinter Felsen oder flach auf dem Boden gelauert haben. Jedenfalls wollen sie uns jetzt an den Kragen, und es sieht mir fast so aus, als besäßen sie eine gewisse Art von Intelligenz.«

»Wieso das?«

»Die rennen nicht wie die Wilden auf die Hütte zu. Sie sind ziemlich vorsichtig.«

»Dahinter steckt ein kluger Kopf.«

»Auch wenn er nicht Zeitung liest«, erwiderte Suko in Anspielung auf eine gewisse Werbung.

Die lockere Unterhaltung löste ein wenig die Spannung, die auf uns lastete.

Ich schlich zum hinteren Fenster. An der linken Seite spürte ich einen leichten Druck. Er stammte vom Bumerang her, den ich mit auf die Insel gebracht hatte.

Geweihten Silberkugeln hatten sie nicht widerstanden, ich hoffte auch, daß mein Kreuz sie unter Umständen in die Flucht schlagen oder vernichten würde.

Kaum hatte ich einen ersten Blick durch das Fenster geworfen, als mir ganz anders wurde.

Sie lauerten an der Rückseite.

Zwei Schatten wuchsen aus der Dunkelheit für einen Moment hoch, bewegten sich zur Seite und wurden von der Finsternis aufgesaugt.

»Wir sind umzingelt!«

Mit diesem Kommentar konnte ich Suko überhaupt nicht schocken. Er meinte nur: »Das habe ich mir gedacht!«

»Ich wollte es dir nur gesagt haben.«

»Wie sieht es eigentlich mit einem zweiten Eingang aus?« fragte mich mein Freund.

Daran hatte ich nicht mehr gedacht. »Da gibt es noch eine Tür am Anbau.«

»Machen wir uns darauf gefaßt, daß sie auch von dort erscheinen werden. Das wird ein Krieg an drei Fronten.«

»Ist mir genau eine zuviel.«

Wir warteten weiter. Noch verhielten sich die Bestien ruhig, abwartend und lauernd. Aber sie würden bald aus ihren Startlöchern kommen und sich irgend etwas einfallen lassen.

»Bleib du hier« sagte ich zu meinem Partner, durchquerte den Raum und verschwand in der Schlafkammer. Wir hatten dort eine Petroleumlampe stehen lassen. Ihr Schein leuchtete die Kammer fast völlig aus. Mein Gedächtnis hatte mich nicht im Stich gelassen. Bei meinem ersten Besuch in diesem Raum hatte ich geglaubt, eine schmale Tür gesehen zu haben. Sie existierte tatsächlich und war nur so breit, daß so eben noch ein Mensch hindurchpaßte.

Die Tür befand sich genau in der Mitte zwischen zwei Bettgestellen.

Sie besaß eine einfache Klinke, die ich nach unten drückte und die Tür somit aufstoßen konnte.

Kühlere Luft traf mein Gesicht. Es war nur mehr ein Streicheln, ein Hauch, aber auch eine Warnung, die auf Durchzug schließen ließ.

Die starke Taschenlampe hatte ich nicht mitgenommen. Um etwas sehen zu können, knipste ich meine Bleistiftleuchte an.

Ihr dünner Finger glitt über die abgestellten Kartons und Container hinweg, tastete sich durch einen Gang und blieb an der Innenseite der Außentür haften.

Einen Werwolf hatte ich nicht gesehen.

Dennoch war ich fast davon überzeugt, mit einer Bestie zusammen in diesem Raum zu stecken.

Der Durchzug war Warnung genug gewesen! Die Kisten standen hier ziemlich eng beieinander, dennoch gab es genügend Lücken, um sich verstecken zu können. Das hatte mein Gegner wahrscheinlich ausgenutzt, und so wurde ich noch vorsichtiger.

Leider war der Strahl der kleinen Lampe nicht lichtstark genug, um

in alle Ecken zu leuchten. Es gab einfach zu viele dunkle Inseln, wo sich jemand verbergen konnte.

Die Hälfte des Anbaus hatte ich durchquert, als ich wieder stehenblieb, um in die Runde zu leuchten.

Zum Glück tat ich das, denn links von mir bewegte sich eine vernagelte Holzkiste. Von der jenseitigen Seite mußte sie angestoßen worden sein und war bereits so weit vorgeschoben, daß sie kurz vor dem Kippen stand. Sie wäre gegen mich gefallen, so aber konnte ich mit einem raschen Sprung zurücksetzen und einer Berührung entgehen.

Zuerst war die Kiste gekommen, dann kam die Bestie.

Sie hatte dahinter gelauert und wuchtete ihren Körper darüber weg.

Wieder sah ich das flammendrote Haar und wieder ein Gesicht, das fast nur aus einem Maul bestand, vor dem gelblich-weißer Geifer sprühte.

Ich drehte meinen rechten Arm und damit auch die Beretta, um die Bestie zu erwischen, doch ihr gelang es mit einem Hieb der Pranke meine Hüfte zu treffen. Der Stoff meiner Parkajacke hielt zum Glück einen größeren Schaden ab, aber das Biest ließ auch nicht los.

Ein gefährliches Ringen begann. Die Lampe tanzte in meiner linken Hand. Der dünne Strahl zuckte herum, wie ein schräg aus dem Himmel fahrender Blitzstrahl, traf mal den Körper, dann wieder die Schnauze der Bestie, die sich hektisch bewegte.

Ich feuerte.

Genau in dem Augenblick, als es dem Werwolf gelang, mich an sich heranzuziehen. Der Treffer mit der geweihten Silberkugel vereitelte diese Absicht.

Er torkelte zurück.

Einmal schabte er mit der rechten Schulter über die Kisten, dann mit der linken. Fast erreichte er noch die Ausgangstür. Kurz davor brach er zusammen.

Ich atmete auf.

Jetzt war der zweite weg. Wie ein Brett lag er auf dem Rücken. Die roten Haare leuchteten und flammten plötzlich auf.

Da wußte ich, in welch einer Gefahr wir schwebten. Durch das verdammte Feuer konnte auch das Haus in Brand gesteckt werden.

Ich jagte auf die Bestie zu, wollte löschen, es war bereits zu spät.

Die Flammen hatten den gesamten Körper erfaßt. Zwar trat ich noch darauf, doch meine Füße sackten schon durch, und ich spürte wieder den glitschigen Schmierfilm unter den Sohlen.

In der Nähe standen einige Säcke. Wenn sie von den Flammen erreicht wurden, würden sie lichterloh brennen.

Bevor ich den ersten Sack packen und aus der Gefahrenzone schleudern konnte, hatte er schon Feuer gefangen. Die lange Flamme

zuckte vor mir in die Höhe. Es gab ein puffendes Geräusch.

Ich wurde geblendet und ging unwillkürlich zurück, während neben mir die letzten Reste des Werwolfs zusammenschmolzen.

Etwas in dem Sack explodierte. Plötzlich breitete sich das Feuer aus.

Kleine, brennende Gegenstände wirbelten durch die Luft, fanden woanders ihren Platz und setzten dort die Holzkisten in Brand.

Schwarzer und beißend stinkender Rauch zog träge durch den Raum.

Er kratzte in meiner Kehle, ich hustete und mußte zurück. Die kleine Lampe nahm ich noch mit, als ich auf die Tür zu hastete, sie aufriß, in die Kammer gelangte und bereits die Schüsse hörte.

Auch Suko wurde angegriffen.

Die zweite Tür der Schlafkammer warf ich noch zu, dann stolperte ich in die Baracke und sah Suko neben einem offenen Fenster stehen. Die Scheibe hatte er zerschossen. Ihre Splitter lagen zu seinen Füßen.

Er schaute mich kurz an. »Nimm du dir die Rückseite vor. Sie sind jetzt überall.«

»Im Lager waren sie auch.«

»Das habe ich gehört. Du hast geschossen.«

»Ja, und jetzt brennt es!«

Für eine kaum meßbare Zeitspanne versteinerte Sukos Gesicht.

»Stimmt das wirklich?«

»Ja.«

»Dann werden wir geröstet.«

»Wenn wir bleiben, ja.«

Suko schaute kurz nach draußen. »Wir müssen eben so viele wie möglich mitnehmen. Pack schon mal deine Sachen zusammen.«

Da gab es nichts zu packen. Die Waffen waren am wichtigsten, und die trugen wir zum Glück bei uns.

Da der Anbau brannte, konnte ich mir gut vorstellen, daß die Werwölfe mit einem Ausbruch unsererseits rechneten. Sie würden sich darauf einstellen, was sie bereits taten, denn Suko meldete, daß sie sich zurückzogen.

»Die lauern vor dem Eingang.«

»Dann werden wir da nicht rausgehen!«

»Sondern?«

»Durch die Flammen.«

Mein Freund nickte. Es war zwar risikoreich, aber eine bessere Chance, als direkt ins offene Messer zu laufen. Wir rochen den Qualm.

Er kam unter der Tür hindurch und breitete sich auch in feinen Schwaden im Hauptraum der Baracke aus.

Suko verzichtete auf einen schnellen Schuß und lief zur Tür. Er riß sie auf. Die Kammer war mit Qualm angefüllt. Als Suko die zweite Tür öffnete, zuckte er zurück.

»Es hat keinen Sinn!« keuchte er. »Da kommen wir nie durch.«

Mein Partner hatte recht. Vor uns befand sich ein Inferno aus Rauch und Flammen. Wir konnten uns praktisch aussuchen, wie wir sterben wollten. Entweder durch Ersticken oder durch Verbrennen.

Wir liefen wieder zurück.

»Wir geben uns gegenseitig Rückendeckung«, sagte ich zu meinem Partner, als wir vor der Tür standen und ich bereits eine Hand auf die Klinke gelegt hatte.

»Okay, dann los!«

Ich öffnete.

Ruckartig riß ich dabei die Tür auf, und Suko sprang mit einem gewaltigen Satz von einer Hölle in die nächste…

***

Mein Freund und Partner war schnell. Ich verlor ihn aus den Augen und sah ihn nur mehr nach links weghuschen.

Sofort löste sich ein Schatten.

Ich stand noch in der Tür. Den rechten Arm hatte ich ausgestreckt, und meine Beretta beschrieb den Lauf des Schattens mit.

Der Schuß!

Ich hatte ein wenig zu hoch gehalten, erwischte aber noch den Kopf der auf Suko zu jagenden Bestie.

Es war ein Volltreffer, der den Werwolf von den Beinen riß. Er lag auf dem Boden, während ich startete und mitbekam, wie sein Kopf in Flammen aufging.

Ich hörte Suko schießen.

Vielleicht bildete ich mir das Pfeifen der Kugeln auch nur ein, aber die beiden Geschosse jaulten sehr dicht an meinem Scheitel vorbei und trafen ihr Ziel.

Der zweite Werwolf wurde von den Beinen gerissen, blieb liegen und verging im Feuer.

So hatten wir wenigstens Licht. Suko sah ich als Schatten und gleichzeitig winkend.

Ich überwand die wenigen Yards bis zu ihm mit einigen Schritten.

Er zog mich sofort mit. Wie zwei Schnelläufer spurteten wir in die Senke hinein, die am anderen Ende leicht anstieg und erst dort aufhörte, wo die dunkle Felswand begann.

Das Laufen war gar nicht so einfach, denn durch die zahlreichen im Weg umherliegenden Steine konnten wir leicht stolpern und fallen. Wir unterbrachen unseren Lauf und schauten zurück.

Beide atmeten wir keuchend. Dieses kurze, schnell gelaufene Stück hatte an der Kondition gezerrt.

Die Baracke brannte. Die Flammenzungen leuchteten in den nachtdunklen Himmel und übergossen ihn mit einem dunkelroten Widerschein.

Vor dem Gebäude sahen wir die Gestalten. Ich zählte rasch nach und kam auf die Zahl acht.

»Das sind verdammt viele«, sagte Suko, der den gleichen Gedanken gehabt hatte wie ich.

In dem Anbau mußten auch explosive Stoffe gelagert haben, denn plötzlich sahen wir einen grellen Blitz, und dann flog das ganze Gebäude auseinander, als wäre eine Phosphorbombe eingeschlagen.

Glühende Teile, brennende Flüssigkeiten jagten raketengleich in die Dunkelheit und machten die Nacht zum Tag.

Es war phänomenal. Und als das Zeug wieder zurückfiel, da kamen die Werwölfe nicht schnell genug weg.

Drei wurden erwischt. Die flammenden Trümmer begruben sie unter sich, und auch die brennende Flüssigkeit fiel als glühender Regen über sie und setzte die Körper in Brand.

Einer Bestie gelang es noch, mit einer wahren Kraftanstrengung das glühende Material von sich zu schleudern. Sie selbst war eine Fackel, rannte weg, und wir hörten ihr Heulen.

Es war ein schauriger, unheimlicher Ton, der auch das Knattern des Feuers und das explosionsartige Auseinanderfliegen der einzelnen Trümmer überdeckte.

Weit kam der Werwolf nicht. Die Flamme hatte ihn vernichtet. Er brach zusammen wie ein ausgebrannter Reisighaufen.

Was mit den noch lebenden Werwölfen geschehen war, konnten wir nicht sehen. Sie hatten sich in die tiefe Dunkelheit zurückgezogen.

Sicherlich würden sie einen Bogen schlagen und uns von einer anderen Seite angreifen.

Zur selben Zeit luden wir die Berettas nach. Ich schaute Suko ins Gesicht. Schweiß glänzte auf Stirn und Wangen. Mein Freund bemerkte den Blick und nickte. »Da wird uns noch einiges bevorstehen, mein Lieber«, sagte er.

Davon war auch ich überzeugt. Zunächst einmal mußten wir uns darüber einig werden, wo wir hinlaufen sollten.

Ich schlug die Höhle des Löwen vor.

»Du meinst die Felsen?«

»Richtig.«

»Gibt es einen triftigen Grund?«

»Da können wir uns vor ihnen verstecken, auch wenn wir vielleicht in ihrer Nähe sind.«

Suko schaute mich an. »Hast du das große Nervenflattern bekommen, Alter?«

»Nein, aber ich weiß nicht, wie viele Werwölfe noch auf uns warten. Alle werden wir wohl kaum erwischen.«

Suko hatte nichts mehr einzuwenden. Die Hütte gab es nicht mehr, in der Senke waren wir deckungslos, da blieben nur mehr die Felsen mit

ihren Einschnitten und Tunnels.

Wir waren wieder einigermaßen zu Atem gekommen und marschierten los. Nicht zu schnell, dafür sehr auf Vorsicht bedacht. Ich traute es den Bestien durchaus zu, daß sie sich lautlos anschlichen, um uns hinterrücks zu überfallen.

Wir sahen nichts von ihnen. Nur die weite Senke lag vor uns, durch deren tiefsten Punkt wir schritten. Wenig später ging es bergauf.

Gewissermaßen ein kleiner Lichtblick.

Auch der Boden war nicht mehr so weich. Es wuchs immer weniger Gras, dafür schauten die Rücken und Kanten schroffer Felsen hervor, über die wir leicht stolpern konnten.

Die Felswand rückte näher.

Über ihren hohen, zackigen Graten war der Himmel heller. Er hatte eine Farbe zwischen Blau und Grau angenommen. Die Wolkengebilde wirkten wie lange Schatten.

»Sie sind noch da!« Sukos Stimme warnte mich. Er hatte sich umgesehen und deutete auf eine bestimmte Stelle. »Genau dort ist der Schatten verschwunden.«

Ich sah nichts mehr, wollte mich wieder umdrehen und kassierte von Suko einen Stoß, der mich zu Boden schleuderte. Bevor ich protestieren konnte, stellte ich fest, daß mir Suko mit seiner Aktion wahrscheinlich das Leben gerettet hatte. Genau dort, wo ich eben noch gestanden hatte, war die Spitze einer Lanze völlig im Boden verschwunden, so daß nur mehr der Schaft schräg hervorschaute.

Ich hatte mich zum Glück abrollen können, hielt den rechten Arm ausgestreckt, nur wies die Mündung der Beretta ins Leere. Ein Ziel war nicht zu erkennen.

Und doch lauerten sie in der Nähe!

Ich spürte »Eis« auf meinem Rücken. Plötzlich kam mir die Dunkelheit vor wie eine Last. Gern hätte ich mir auch auf dem Rücken Augen gewünscht. Suko stand vor mir. Er begann damit, sich langsam im Kreis zu drehen, weil er nach allen Seiten sichern wollte.

Aus seiner Faust schaute ebenfalls die Beretta. Auch ich wartete darauf, einen der Schatten zu sehen.

Es zeigte sich keiner.

Sekunden verstrichen, reihten sich aneinander und wurden zu langen Minuten, ohne daß sich etwas getan hätte.

Unsere Feinde hatten damit begonnen, uns zu nerven. Bestimmt würden sie es länger aushalten.

Irgendwo raschelte etwas. In der Dunkelheit war es schwer auszumachen, woher dieses Geräusch kam, deshalb reagierten wir beide auch nicht. Möglicherweise hatte man uns auch nur reinlegen oder nervös machen wollen. Bei diesen Bestien rechnete ich mit jedem Trick.

Danach vernahmen wir nur den Wind. Er sang und wehte um unsere Körper.

»Für immer können wir auch nicht hier stehenbleiben«, sagte Suko und zog die Lanze aus dem Boden. Er wog sie in seiner Hand.

»Sieht ziemlich primitiv aus.«

Ich ging langsam zu ihm. Dabei schaute ich an Suko vorbei und hoch zum Rand der Senke hin.

Plötzlich zuckten dort Lichter. Wie kleine, helle Glühwürmchen stanzten sie Löcher in die Finsternis. An Sukos starrem Blick erkannte ich, daß auch er die Lichter gesehen hatte.

Ich wollte etwas sagen, als mir die Ereignisse die Worte von den Lippen rissen.

Aus den kleinen Lichtern wurden Strahlen, dann Feuer. Einen Augenblick später waren wir in helles Licht getaucht und standen wieder auf dem Präsentierteller.

Leider wurden wir auch geblendet, so daß wir unsere Gegner nicht sahen, sondern nur vermuten konnten, wo sie sich aufhielten.

Wahrscheinlich zwischen den einzelnen Feuern.

Ich hatte meine Hand vor die Augen gelegt, denn es war einfach unmöglich, in das helle Licht zu starren. Aus ihm heraus schien die Stimme zu kommen. »Rührt euch nicht, steckt die Waffen weg und kommt langsam näher.«

Ich lauschte dem Klang der Stimme. Sie war verstellt worden und hätte sowohl einem Mann als auch einer Frau gehören können. Kam sie mir bekannt vor?

»Sie hat nicht gesagt, daß wir die Berettas wegwerfen sollen!« flüsterte Suko. »Laß deine Kanone nur verschwinden, John.«

Ich steckte sie ein.

Dann gingen wir auf das Feuer zu. Langsam ließ ich meine Hand sinken. Die Augen hatten sich langsam an die Helligkeit gewöhnt, und ich konnte genau unterscheiden, daß wir es mit mehreren Lichtquellen zu tun hatten.

Sie waren in einer Reihe aufgebaut. Wie an der Perlenschnur aufgezogen. Normale Feuer waren es nicht. Sie kamen mir eher vor wie helle Magnesiumfackeln, aber auch das konnte täuschen. Denn welche dieser Bestien war schon in der Lage, so etwas einzurichten?

Je näher wir kamen, um so stärker wurde auch die Einwirkung der abgestrahlten Wärme. Ich spürte die Hitze auf meiner Gesichtshaut.

Sie stand im krassen Gegensatz zu der kühlen Witterung.

Der Weg stieg weiter an. Ich schielte zwischen meinen gespreizten Fingern hindurch und sah zum erstenmal die unheimlichen Gestalten der Bestien, die hinter den Fackeln standen und von ihnen angeleuchtet wurden.

Sie boten ein schreckliches Bild. Werwölfe mit aufgerissenen Mäulern

und den knallroten auf den Köpfen hochwachsenden Haaren.

Sie taten uns nichts.

Das wiederum wunderte mich, denn normalerweise hätten sie über uns herfallen und uns zerreißen müssen.

Waren wir etwas Besonderes?

Kaum, denn wir hatten einige von ihnen vernichtet.

Auch hinter uns waren die Schritte zu hören. Die Werwölfe hatten uns eingekreist gehabt. Wir hätten keine Chance zu einem Ausbruch gehabt.

Es war schon gut gewesen, daß wir den Befehlen gehorcht hatten.

Bis zur Felswand war es nicht mehr weit. Die Berge hoben sich als kompakte Masse vor uns ab. Ihre nach vorn ragenden Ausläufer wurden bereits vom Widerschein der Fackeln getroffen. Allmählich brannten die Fackeln nieder. Wir hatten auch längst unsere Arme wieder sinken lassen und harrten der Dinge, die auf uns zukommen würden.

Sie kamen auch, denn abermals vernahm ich die Stimme, die uns den Befehl erteilt hatte.

»Willkommen auf unserer Insel!«

Diesmal hatte die Person ihre Stimme nicht verstellt. Ich glaubte, mich in einem Traum zu befinden. Hier, auf diesem nördlichsten Eiland der Orkney-Inseln, sprach jemand zu mir, den ich aus Deutschland, aus dem Schwarzwald, her kannte.

Morgana Layton!

***

Hatte ich sie vergessen?

Nein, vergessen konnte man die Frau einfach nicht. Sie und ihre Killerhunde hatten in einem Schwarzwald-Hotel den Schrecken hinterlassen.[1]

Eine Frau, die eigentlich ein Doppelleben führte, als Mensch und als Wolf, die in der Urzeit schon einmal als Wolf existiert hatte, in der Gegenwart als Mensch lebte, aber von dem ersten Leben eingeholt worden war, so daß sie sich auch in eine Wölfin verwandeln konnte.

Unwahrscheinlich, konnte ich da nur sagen. Ich sprach es nicht aus, sondern wartete ab.

Auch Suko reagierte nicht. Er mußte mir wohl angesehen haben, daß etwas nicht stimmte, denn er hauchte mir zu: »Du kennst die Frau?«

»Ja, wir kennen uns«, antwortete Morgana an meiner Stelle.

»Woher?«

»Aus dem Schwarzwald, in Deutschland…«

»Dann bist du Morgana Layton.«

»Genau.«

Ich hatte Suko, der damals nicht mit dabei gewesen war, weil er und

Shao sich um den kleinen Johnny kümmerten, natürlich von meinem Abenteuer berichtet und auch den Namen Morgana Layton nicht ausgelassen. Deshalb wußte er sofort Bescheid.

Jetzt war sie hier.

Und es hatte Tote gegeben.

Plötzlich überkamen mich die Vorwürfe wie schwere Hammerschläge.

Auf einmal merkte ich mein Gewissen, das mir sagte, alles falsch gemacht zu haben. Ich hätte Morgana Layton damals töten können, hatte es aber aus taktischen Gründen nicht getan, weil ich irgendwie davon überzeugt gewesen war, daß sie von einer Waffe wußte, die ich gegen die Großen Alten einsetzen konnte, denn sie hatte mir in einem Gespräch erklärt, daß die Magie der Wölfe, aus der Urzeit der Erde stammend, schon als erste existiert hatte.

Schon damals hatte ich ein schlechtes Gewissen gehabt, als ich sie laufenließ. Das schien sich nun zu verhärten. Morgana Layton stand auf der anderen Seite. Große Alte hin – Große Alte her, ich konnte darauf keine Rücksicht nehmen. Das Hemd saß mir näher als der Rock.

Das also wußte ich jetzt, nur konnte ich damit nichts anfangen, denn Morgana hielt die Trümpfe in der Hand.

Das war in diesem Fall ihre kleine Armee von Werwolf-Monstern.

Sie hatten ebenfalls die Senke überwunden. Im Restlicht des zusammensackenden Fackelscheins sah ich sie herbeikommen und einen Halbkreis um ihre Herrin bilden, während sich andere in unserem Rücken aufgebaut hatten, so daß die Chance zur Flucht gleich Null war.

Diese Bestien waren zum Teil bewaffnet. Sie trugen solche Lanzen, wie auch Suko sie noch bis vor wenigen Sekunden gehalten hatte, bevor man sie ihm aus der Hand riß.

Eine Frau unter Bestien! Vielleicht sogar die Schlimmste von allen.

So mußte ich Morgana Layton sehen.

Suko und ich waren nebeneinander stehengeblieben und bekamen mit, wie sie auf uns zuging. Auf ihrem Gesicht lag das Lächeln wie eingefroren. Das braune Haar hatte sie zurückgekämmt, die Augen blickten seltsam klar und gleichzeitig warnend öder fordernd. Ich konnte den Blick nicht deuten, obwohl es so schien, als wollte er mir einiges begreiflich machen.

Sie trug ein sackähnliches Gewand, das sehr weit um ihren Körper schwang und an den Knöcheln endete. Nur am Gesicht war zu erkennen, daß es sich bei Morgana um eine Frau handelte.

»Ich grüße dich, John Sinclair«, sagte sie.

Mein Nicken reichte als Antwort.

»Wer ist das?« fragte sie und deutete auf Suko.

»Ein Freund.«
»Auch Geister Jäger?«
»So ist es.«
»Da haben wir ja zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen«, sagte sie und begann zu lachen.
Dieses Lachen regte mich auf. In mir kochte etwas, und ich stand dicht vor dem Überkochen. Ich ärgerte mich wieder über meine damalige Entscheidung, Morgana Layton einfach laufen gelassen zu haben, nun hatte ich die Quittung bekommen.
»Du denkst an den Schwarzwald, nicht wahr?«
»Ja!« preßte ich hervor. »Daran denke ich auch. Und ich denke sogar weiter! Ich hätte dich damals nicht entkommen lassen sollen, dann wäre das jetzt nicht passiert.«
»Was denn?«
»Da fragst du noch?«
»Erkläre es mir.«
»Die Toten, Morgana. Sie gehen auf dein Gewissen, falls du überhaupt eines hast.«
Ich sah ihr Abwinken, und das machte mich noch zorniger.
Wieder sah ich die Szene vor meinem geistigen Auge, als Suko und ich in der Baracke standen und die Leichen anstarrten. Fünf waren es gewesen.
Wenn ich unseren Informanten und den Piloten hinzurechnete, sogar sieben. Und die gingen auf das Konto von Morgana Layton, die vor mir stand und mich anschaute.
Automatisch hatte ich die Hände geballt. Das sah auch Suko. Er faßte meinen Arm und hielt mich zurück.
»Laß es, John!« flüsterte er, »es hat keinen Sinn. Sie sitzt am längeren Hebel.«
Morgana lächelte. »Das sitze ich in der Tat.«
Auch ihre Worte beeindruckten mich nicht. »Weshalb mußten die Männer sterben?« fragte ich sie. »Weshalb? Sage es mir. Haben sie dir und deinen verfluchten Bestien etwas getan?«
»Nein.«
»Und du brachtest sie trotzdem…«
Morgana Layton unterbrach mich. »John Sinclair, ich würde an deiner Stelle sehr ruhig sein und den Mund halten. Diese Insel wird von mir beherrscht. Merk dir das!«
»Okay, ich weiß Bescheid. Ich frage mich nur, aus welchem Grund wir noch leben?«
»Das frage ich mich auch«, erwiderte sie orakelhaft. »Aber ihr seid eben etwas Besonderes, deshalb wird euch eine große Ehre zuteil.«
»Darauf können wir verzichten!«
»Das würde ich nicht unterstreichen«, erwiderte sie. »Nein, auf

keinen Fall.«
Sie hatte sehr langsam und deutlich gesprochen, und ihre Worte durch ein Nicken begleitet. Was das nun wieder sollte, wußte ich auch nicht.
Jedenfalls deutete alles darauf hin, daß wir noch für eine gewisse Zeit am Leben bleiben sollten.
Ein schwacher Trost.
Die Werwölfe hatten den Kreis enger gezogen. Ich nahm ihre scharfe Ausdünstung wahr. Der Geruch war nichts für menschliche Nasen. Er widerte mich an.
Morgana gab den Befehl. »Laß uns jetzt gehen!« ordnete sie an.
»Ich möchte euch noch etwas zeigen.«
Nach diesen Worten drehte sie sich um und ging langsam vor. Es blieb uns nichts anderes übrig, als ihr zu folgen. Bisher hatten wir Glück gehabt. Nun sah es so aus, als hätte uns diese Glückssträhne endgültig verlassen. Wir befanden uns in den Händen der Bestien, die dicht aufgerückt waren.
Aus der Nähe konnte ich mir die Werwölfe anschauen. Jeder sah gleich aus. Die langen roten Haare, das Gesicht mit dem großen Maul, in dem die beiden Zähne aus dem Unterkiefer hochwuchsen, all das war nicht dazu angetan, unseren Optimismus zu steigern.
Wir näherten uns der Felswand. Morgana Layton hatte sich an die Spitze der kleinen Kavalkade gesetzt. Wenn wir sie sahen, schauten wir nur auf ihren Rücken.
Sie sagte nichts mehr, sondern ging einfach nur weiter. Suko und ich wurden ebenfalls von den Lanzen bedroht. Die Bestien hielten sie so, daß sie sich nur Handbreiten von unseren Körpern entfernt befanden.
Mir rann es kalt den Rücken hinab. Das kam nicht allein durch die Nähe der Werwölfe, sondern auch durch das Wissen, etwas falsch gemacht zu haben.
Ich dachte wieder an den Schwarzwald, als es Morgana Layton gelungen war, die Hunde zu beeinflussen. Sie besaß Macht über die Tiere. Alles, was nur entfernt mit Wölfen oder Hunden zu tun hatte, konnte von ihr gesteuert werden.
Und das war schlimm.
So gingen wir weiter auf die Wand zu. Suko hielt sich dicht neben mir.
Zu sehen war kaum etwas. Die Fackeln waren längst niedergebrannt. Ich wußte auch, wer sie angelegt hatte. So etwas konnte ich Morgana Layton zutrauen.
»Was meinst du?« flüsterte mir Suko zu.
»Sieht mies aus.«
»Klar, John. Ich frage mich nur, was sie vorhat. Irgendwie kommt sie mir so gefährlich vor. Sie hat uns auch die Waffen gelassen. Ich

glaube, John, daß da noch einiges auf uns zukommen wird.«

»Aber nichts Gutes.«

»Denk doch mal realistisch!« flüsterte Suko. »Ich will einfach nicht glauben, daß wir so mir nichts dir nichts umgelegt werden. Oder auch auf andere quälende Art und Weise. Nein, da muß es noch eine andere Sache geben…«

»Und welche?«

»Werden wir sehen. Du bist verblendet, John. Du denkst immer an die Vergangenheit. Die solltest du wirklich aus deinem Schädel verbannen. Meine ich jedenfalls.«

»Wenn du an meiner Stelle gewesen wärst, hättest du auch nicht anders gehandelt«, erklärte ich.

»Das kann sein.«

»Mensch, Suko. Ich hatte sie doch vor der Mündung. Hätte ich damals abgedrückt oder sie mit dem Kreuz attackiert und meinetwegen auch mit dem Bumerang, wir hätten die Toten hier nicht erlebt. So bin ich indirekt am Tod dieser Menschen schuld.«

»Das denkst du auch nur.«

»Beweise mir das Gegenteil.«

»Das bekommen wir vielleicht bewiesen«, erwiderte Suko und hielt danach den Mund, denn wir hatten mittlerweile die Felsen erreicht und auch den ersten Einschnitt in der Wand. Es war ein schmaler, dunkler Canyon. Wenn ich die Arme ausstreckte, konnte ich mit den Händen die Wände an beiden Seiten berühren.

Finsternis hüllte uns ein, als wir durch die Röhre schritten. Wir hatten den Pfad kaum betreten, als wir ein anderes Geräusch vernahmen. Es war ein wildes Rauschen. Im Gebirge gab es dafür nur eine Erklärung.

Irgendwo in der Nähe stürzte ein Wasserfall aus einem Felsen oder rauschten Fluten durch eine enge Schlucht.

Unser Weg führte bergauf. Begleitet wurden wir vom Rauschen des Wasserfalls. Auch weiterte sich die Schlucht ein wenig, durch die wir schritten. An der linken Seite verschwand die Felswand. Wir hatten einen freien Blick und sahen das Wasser.

Es schimmerte hell und wurde von gewaltigen Kräften in einen engen Felskanal gepreßt. Schaumstreifen, Strudel, Wirbel und der Vorwärtsdrang vereinigten sich und schoben die Massen tiefer in die Felsregion hinein.

Wir stiegen höher. Es war ein riskanter Weg. Wenn man abrutschte und in die Fluten fiel, war die Chance, gegen das Wasser anzukommen, minimal.

Dennoch dachte ich darüber nach, einen Fluchtversuch zu wagen und schielte nach links, wo das Wasser toste. Es funkelte und schimmerte hell. Gischtspritzer wurden in die Höhe geschleudert.

Sie näßten Gesicht und Kleidung. Quirliger Schaum wühlte die Oberfläche hoch, rotierende, tosende Wirbel bildeten gefährliche Fallen, und wenn die Schlucht besonders eng wurde, bekam das Wasser eine noch höhere Geschwindigkeit die es in die enge Felsenröhre preßte.

Sollte ich den Sprung wagen?

Was mir bevorstand, wußte ich. Die Werwölfe würden versuchen, mich umzubringen. Dem Wasser konnte ich vielleicht entkommen.

»Laß es lieber!« Suko hatte meinen Blick bemerkt und erraten, was ich wollte. »Es ist besser, wenn wir Morgana folgen.«

Ich hob die Schultern.

Allmählich beruhigte ich mich wieder und mußte zugeben, daß ich in den letzten Minuten für meinen Freund Suko sehr anstrengend gewesen war. Ich hatte so reagiert, wie es eigentlich nicht sein sollte, aber daran war nichts zu ändern. Morgana Layton hatte mich einfach zu sehr überrascht. Und zwar im negativen Sinne…

Wir mußten steigen. Der schmale Weg blieb eng und beschrieb dann eine scharfe Rechtskurve.

Ein Tunnel nahm uns auf.

Als wir in ihn hineintauchten, dachte ich an das Abenteuer in der Schweiz. Dort hatten wir in der Viamala-Schlucht gegen Jane Collins und Wikka gekämpft.[2]

Auch dort hatte es zahlreiche Tunnels, Stege und Gänge gegeben.

Sie waren künstlich angelegt worden, im Gegensatz zu diesen Wegen hier.

Die Finsternis war wie ein Tuch. Weder Morgana noch ihre Bestien benötigten Licht. Sie kannten sich hier gut aus, während ich doch mehr vorwärts stolperte.

Suko sprach nicht. Er schritt neben mir her und achtete auf den Weg.

Beide schauten wir auf die breiten, schattenhaften Rücken der vor uns gehenden Bestien.

Morgana Layton konnten wir nicht sehen. Sie war durch die Werwölfe verdeckt worden. Wenn ich sie wirklich hätte angreifen wollen, hätte ich zuvor die Wölfe aus dem Weg räumen müssen, um an sie heranzukommen.

Es war kalt in dem Gang. Auf meinem Gesicht hatte sich eine Gänsehaut gebildet. Manchmal tropfte Wasser von der Decke her auf meinen Kopf oder rann in den Nacken.

Und noch etwas fiel mir auf. Das Rauschen hatte sich verstärkt, Der Tunnel wirkte dabei wie eine Röhre, durch die das Geräusch schallte.

Für mich auch ein Beweis, daß der Ausgang nicht mehr weit entfernt war.

In der Tat sahen wir ihn sehr bald. Nach einer Kurve entdeckte ich das graue Halbrund.

Morgana Layton und einige ihrer Werwölfe verschwanden zuerst, dann waren wir an der Reihe und konnten die kalte Luft einatmen, wobei wir gleichzeitig die Wassertropfen auf der Haut spürten, die der Wind uns entgegentrieb.

Ich hielt meinen Schritt an, denn ein wirklich grandioses Bild bot sich unseren Augen. Fast zum Greifen nahe schob sich die Felswand in die Höhe. Dicht unter dem Gipfel befand sich eine gewaltige maulartige Öffnung. Daraus schoß mit ungeheurer Kraft ein Wasserfall.

Da stürzten Tonnen der Erde entgegen. Das Wasser bildete eine breite, funkelnde, sprühende Bahn. Urgewalten jagten in die Schlucht hinein, wurden in der Tiefe noch einmal hochgeschleudert, bevor sie die Kraft vorantrieb und als Wildbach oder Fluß zwischen die engen Felsen preßte, wo das Wasser weiterschäumte.

Jemand stieß mich an, ich vernahm das Knurren des Werwolfs hinter mir und ging weiter.

Wir mußten an dem Wasserfall vorbei.

Und zwar links von ihm, denn dort führte der Pfad weiter.

Allerdings überquerte er die Schlucht.

Dies geschah mit Hilfe einer Brücke!

Keine stabile Konstruktion. Es war eine Hängebrücke, über die wir schreiten mußten.

Ein riskantes Unternehmen.

Das Geländer bestand aus Seilen. Wir selbst gingen über Holzplanken, die durch die Feuchtigkeit mit einem glitschigen, nassen Film überzogen waren.

Das Tosen wurde so laut, daß wir unser eigenes Wort nicht mehr verstehen konnten. Von rechts wehte der Sprüh auf uns. Suko und ich setzten gleichzeitig einen Fuß auf die Brücke. Die Werwölfe und Morgana waren schon vorgegangen. Als die Brücke belastet worden war, begann sie zu schwingen. Automatisch streckten wir unsere Arme aus und hielten uns an dem Geländer fest. Auch die Seile waren feucht geworden. Unter meinen Schuhen bogen sich die Planken. Ich hatte das Gefühl, daß sie jeden Augenblick reißen würden und uns in eine grauenhafte Tiefe entließen, aus der es keine Rückkehr mehr gab.

Die Brücke schwankte durch die Belastung wie ein alter Segler. Sie bog sich unten durch und verdiente den Namen Hängebrücke damit zu Recht. Ich drückte mir beide Daumen, daß wir es schafften und hatte für die großartige Kulisse keinen Blick mehr.

Morgana löste sich aus dem Kreis der Bestien, um vor uns stehenzubleiben.

Ich wich ihrem Blick nicht aus. Auch sie schaute prüfend in mein Gesicht. Es war zwar nicht ruhig, aber das Tosen des Wasserfalls ließ sich ertragen, so daß wir uns auch unterhalten konnten, obwohl man

sehr laut sprechen mußte.

»Du hast es bisher überstanden, John Sinclair. Der Rest ist einfach. Wir werden eine Steintreppe hinabgehen und danach dort sein, was du als Ziel bezeichnen kannst.«

»Und das wäre?«

»Laß dich überraschen.«

»Das werde ich auch.«

Sie schaute mich noch einmal an, runzelte die Stirn und ging. Wer sie so ansah und sie auch zum erstenmal kennenlernte, wäre nie auf den Gedanken gekommen, in ihr eine Werwölfin zu sehen. Für die Menschen wirkte Morgana wie eine normale Frau, was sie eigentlich auch war. Nur gab es da diesen unseligen Fluch, der sie umklammert hielt und der noch aus den Frühtagen der Erde stammte.

Suko hatte nicht gesprochen und sich nur umgesehen. Ich kannte den Blick meines Partners. Er suchte nach einem Ausweg. Wenn wir die Flucht wagen wollten, mußten wir die Gegend kennen und uns alles sehr gut einprägen.

Ich schaute nach oben.

Dort schien die Schlucht noch enger zusammenzuwachsen. Der Himmel war kaum zu sehen. Eine graue Wand mit einer Wolke darin, die sich irgendwie verflogen zu haben schien.

Der Weg wurde fortgesetzt. Wir gingen noch ein Stück geradeaus, erreichten ein kleines Plateau, von dem eine natürliche Treppe in die Tiefe führte. Ich hatte noch nie in meinem Leben so gefährliche und unregelmäßige Stufen gesehen. Da hatte sich die Natur einen regelrechten Streich ausgedacht, aber man konnte die Treppe begehen.

Zwar sehr vorsichtig und sich immer mit einer Hand abstützend, doch wir kamen runter.

Große Schritte, kleine Schritte, sie wechselten sich ab. Tiefer und tiefer gingen wir. Manchmal geradeaus, dann wieder in Kehren. Das Tosen des Wasserfalls blieb hinter uns zurück, dafür hörten wir wieder das Rauschen des Wildwassers und sahen es auch. In der Dunkelheit wirkte das Wasser grün-schwarz, wobei die schaumigen Strudel ihm kleine, wirbelnde Hauben aufsetzten.

Die seltsame Treppe führte nicht nur bis zum Grund, auch in die Erde hinein. Besser gesagt in eine Höhle, deren Eingang sich vor uns öffnete.

Noch einen letzten Blick warf ich zurück, dann wurde es stockfinster.

So dunkel, daß es mir nicht einmal gelang, die Hand vor Augen zu sehen.

Wo wir hingehen sollten, wußten wir nicht, aber die Werwölfe spielten die Führer. Ich fühlte ihre Pranken an meinem Arm. Sie dirigierten uns in eine bestimmte Richtung.

Am Klang unserer Schritte, konnte ich wenig später feststellen, daß wir uns in einer unterirdischen. Felshalle befanden. Wenn ich härter auftrat, verlor sich der Klang als Echo.

Auch die Berührung an meinem Arm verschwand. Dafür vernahm ich Morgana Laytons Stimme, die auch die Echos der Schritte übertönte, als sich ihre Helfer allmählich zurückzogen.

»Bleibt dort stehen, wo ihr seid!« ordnete sie an.

Wir befanden uns in einer völlig fremden Umgebung. Es wäre uns sowieso nicht eingefallen, den Standort zu wechseln. So harrten wir der Dinge, die unweigerlich kommen würden.

Ich sah Suko nicht, ich spürte nur seine Nähe und hörte auch sein Flüstern:

»Hast du dich wieder beruhigt?«

»So einigermaßen.«

»Gut. Ich aber nicht. Nach wie vor bin ich der Meinung, daß hier ein Spiel läuft, das ganz anders ist, als wir es uns gedacht haben.«

»Wie kommst du darauf?«

Suko lachte so leise, daß nur ich es hören konnte. »Feeling, John. Ganz einfach Feeling.«

»Hoffentlich läßt es dich nicht im Stich.«

»Das glaube ich nicht.«

Unsere Unterhaltung stockte, denn wir hörten Schritte. Dem Klang nach entnahm ich, daß es sich dabei nur um Morgana Layton handeln konnte. Sie ging im Kreis. Einmal glaubte ich, sie dicht an mir vorbeihuschen zu spüren.

Plötzlich wurde es heller.

Wie eine Schlange, so züngelte auf einmal ein Feuerarm durch die Dunkelheit.

Ich zuckte etwas geblendet zurück, doch es war keine Magnesiumfackel, die Morgana entzündet hatte, sondern eine völlig normale. Wir rochen das brennende Pech, sahen Morgana, wie sie ihre Runde machte und mehrere in der Felswand steckende Fackeln mit der einen anzündete. Die erste Fackel stellte sie wieder in einen eisernen Halter, wo sie ruhig weiterbrannte. Sie selbst blieb daneben stehen und rief: »So, nun könnt ihr euch umschauen, denn wir sind am Ziel.«

Das taten wir sehr gründlich. Schon oft waren wir in ähnlichen Felshallen eingeschlossen worden. Jede glich der anderen und sah trotzdem irgendwie immer verschieden aus.

So auch hier.

In der Größe konnte die Halle mit dem Innern einer Kirche konkurrieren. Sie war auch sehr hoch. Das Licht der fünf brennenden Fackeln erreichte die Decke nicht.

Und die Halle war leer.

Es gab keinen Opferstein, keine Särge, eigentlich nichts, bis auf eine Kleinigkeit.

Die Wand.

Vor ihr brannten zwei Fackeln, so daß ihr Licht auf die sich uns gegenüber befindliche Wand fiel. Wahrscheinlich war die Wand schwarz, durch den Flammenschein hatte sie einen rötlichen Schein bekommen.

Wir waren fasziniert, denn in der Wand zeichnete sich etwas ab.

Ein gewaltiger Wolfskörper. Vom ihm sahen wir nur mehr die Umrisse. In der Größe war er schon mit einem Elefanten zu vergleichen.

Wir schauten auf seine Seite, doch der Wolf hatte seinen Schädel gedreht, so daß dieser uns entgegenblickte.

Auch von ihm erkannten wir nur die Umrisse. Jemand mußte sie in den Stein gemeißelt haben.

Nur etwas war anders.

Die Augen!

Sie wirkten wie zwei lebendige Sehorgane und besaßen sogar eine Farbe.

Seltsamerweise schaffte es auch der Feuerschein nicht, sie zu verändern. Das Augenpaar leuchtete in einem kalten und unbarmherzigen Blaugrün.

Wenn man es so sah, hatte ich das Gefühl, daß diese Augen alles wußten, alles gesehen hatten und auch alles überblicken konnten.

Wohl fühlte ich mich nicht, als ich diesem Blick begegnete.

Ich räusperte mich, schaute Suko an und sah, daß er sich ebenfalls unwohl fühlte.

Von den Werwölfen sahen wir nichts. Sie hatten uns mit ihrer Anführerin Morgana allein gelassen. Vielleicht lauerten sie auch im Hintergrund, wer konnte das wissen.

»Habt ihr genug gesehen?« fragte uns die Layton.

»Für den Anfang ja«, erwiderte ich.

»Das ist gut.« Sie nickte und setzte sich in Bewegung. Sie kam langsam auf uns zu. Vom Licht der Fackel wurde sie getroffen. Auf ihren, Lippen lag ein wissendes Lächeln, das gleichzeitig auch einen etwas deprimierten oder verlorenen Ausdruck zeigte.

Noch hatte sie sich nicht verwandelt. Nach wie vor stand sie als Mensch vor uns.

»Ihr seid jetzt dort, wo ich euch hinhaben wollte«, erklärte sie. »Im Zentrum dieser Magie.«

»Und weshalb wolltest du das?« fragte ich zurück. »Um uns hier zu opfern oder zu töten?«

»Fällt dir wirklich nichts anderes ein, John Sinclair?« fragte sie beinahe traurig.

»Nein«, erwiderte ich hart. »Ich habe die fünf Leichen gesehen. Da kann ich nichts anderes denken.«

Sie nickte. »Ich weiß, daß Grauenhaftes vorgefallen ist. Aber daran kann ich nichts ändern. Ich hätte es gern versucht…«

Mein Lachen unterbrach sie. »Du und versucht?«

»Ja, ich.«

»Dann nenne mir den Grund!« Einen Schritt ging ich vor und streckte meine Hand aus. »Sage meinem Freund und mir, weshalb du dich dann nicht gegen die Bestien gestellt hast.«

»Weil ich es nicht konnte.«

Ich nickte heftig. »Das glaube ich dir sogar, denn du bist selbst eine Bestie.«

»Nein, ich bin eine Gefangene!«

Morgana Layton hatte den Satz ausgesprochen, und wir fielen von einer Überraschung in die andere, »Was bist du?« hakte ich nach und schüttelte während meiner Frage den Kopf.

»Eine Gefangene. Ebenso wie ihr. Man läßt mich nicht mehr von dieser Insel, die ich freiwillig betreten habe.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist auch kompliziert, dies zu begreifen.«

»Nein, Morgana. Du paktierst mit ihnen, weil du nicht anders kannst. Uns willst du jetzt in Sicherheit wiegen, um nachher um so grausamer zuschlagen zu können.«

»Du irrst, John.«

»Hast du uns deshalb die Waffen gelassen?« erkundigte sich Suko.

Über ihr Gesicht zuckte ein Lächeln. Die Antwort war ein indirekter Vorwurf an mich. »Genau aus diesem Grund habe ich euch die Waffen gelassen. Er war doch mehr als unnatürlich – oder?«

Das mußte ich zugeben. »Und deine Wölfe?«

»Es sind Wesen, die keinen Verstand besitzen und allein von der Vernichtung und dem Töten leben. Ich habe noch Gewalt über sie, doch das kann sich ändern. Sie merken nicht oder haben nicht bemerkt, daß ihr eure Waffen noch tragt.«

Morgana Laytons Worte hatten mich zwar nicht erschüttert, doch sehr überrascht. Hier wurde tatsächlich etwas gespielt, das keiner von uns durchschaute. Es war das große Spiel einer unheimlichen Magie, die in einer fernen Vergangenheit geboren war und jetzt ihre Früchte trug.

Konnte ich dieser Frau vertrauen?

Ich war mir noch immer nicht sicher. Im Schwarzwald war sie auch ihren eigenen Weg gegangen. Von uns würde sie sich nicht leiten lassen, sondern uns als Mittel zum Zweck benutzen.

»Du zweifelst stark?« fragte mich Morgana.

»Natürlich. Ist es ein Wunder?«

»Nein.«

»Ich begreife nichts. Ich weiß nur, daß wir auf dieser Insel sechs Tote gefunden haben, für deren Ableben du uns keinen Grund nennen kannst. Oder doch?«

»Ja, es gibt einen.«

»Ich höre.«

Morgana hob die Schultern. »Es bleibt uns nicht viel Zeit, John, das möchte ich einmal vorwegnehmen. Noch in dieser Nacht wird es geschehen, und wir müssen versuchen, es zu verhindern.«

»Rede nicht in Rätseln!« fuhr ich sie an.

»Gut, ich werde dir berichten, was mir widerfahren ist. Dazu muß ich etwas weiter ausholen, aber das kennst du ja.«

»Eben.«

»Erinnere dich an den Schwarzwald, an die Hütte, an unseren Dialog und an die Männer, die die Hunde erschossen hatten. Ich war plötzlich verschwunden und habe dir und Kommissar Mallmann als letzten Gruß ein Heulen geschickt.«

»Das hörten wir.«

»Es war mehr als ein Gruß. Ich wollte euch damit sagen, daß ich noch vorhanden bin und weitermachen werde, denn ich kann gegen meine erste Existenz nicht ankommen. Sie ist einfach zu stark.«

»Du meinst die aus der Urzeit?« Ich stellte die Frage bewußt, damit auch Suko, der in Deutschland nicht dabei gewesen war, die Zusammenhänge begriff.

»Ja, diese Existenz drückt immer weiter nach oben. Was lange Zeit im verborgenen geschlummert hatte, kommt nun voll durch. Bevor die Menschen waren, da waren die Wölfe. Du kennst den Spruch, John Sinclair. Auch ich kenne ihn, und zwar sehr gut. Die Wölfe hatten damals die Macht. Sie waren es auch, die sich gegen die anderen Magien stemmten und diese überlebten. Wie die der Großen Alten. Die Welt verändert sich. Vieles geriet in Vergessenheit, wurde verschüttet, aber nicht vernichtet. Unsere Magie überdauerte die Zeiten und wartete darauf, wieder aktiv werden zu können. Es begann mit Lupina. Du kennst sie und weißt, daß sie versucht hat, eine Allianz der Werwölfe zu gründen, was ihr nicht gelungen ist, denn erstens gab es zu starke Gegner, und zweitens fehlte ihr die nötige Unterstützung aus der Vergangenheit. Ihr gelang es leider nicht, die Kräfte zu wecken, die im verborgenen lauerten.«

»Zum Glück nicht«, warf ich ein.

»Aus deiner Sicht bestimmt. Lupina schloß sich der Mordliga an, sie rieb sich in wilden Kämpfen auf und…«

»Ist sie tot?« unterbrach ich Morgana.

»Nein, sie existiert noch. Fenris hat sie zu sich genommen. Der Götterwolf, den man auch als Vater ihres Sohnes bezeichnen kann. Er

hat sie bisher geschützt und wird sie auch weiterhin unter seinen Fittichen halten. Lupina ist noch nicht aus dem Spiel, John. Davon einmal abgesehen, ich will ja nicht über sie reden, sondern über mich. Du kennst mein Schicksal, ich spürte den Ruf des Blutes, und erfuhr am eigenen Leib, wie eine Magie aufstand. Sie wuchs aus der Vergangenheit hervor in die Gegenwart hinein, wo sie sich festsetzte. Ich bin ein Teil dieser Vergangenheit und muß damit leben.«

»Komm zur Sache!«

»Nachdem ich den Schwarzwald verließ, spürte ich den Ruf. Nachts, wenn ich träumte, vernahm ich die Lockung. Die Vergangenheit wurde wieder lebendig. Es war Fenris, der Götterwolf, dessen Stimme ich vernahm und der mich anwies, diese Insel zu besuchen.«

»Weshalb?«

»Ich kam hin und merkte sofort, daß dies ein Land war, in dem es kaum etwas Normales gab. Ein Überbleibsel, der Rest einer fernen Zeit. Hier lebte unsichtbar die Magie. Jeder Stein, jeder Felsen, jeder Grashahn atmete sie aus. Hier war ich richtig. Ich richtete mich auf der Insel ein. Es dauerte natürlich Wochen, denn ich mußte behutsam zu Werke gehen. Ein Boot konnte ich mir besorgen und von der Insel Sanday die Dinge holen, die ich unbedingt brauchte. Das waren unter anderem Proviant, die Fackeln, die du gesehen hast, und noch einiges mehr. Ich bereitete alles vor. Die Insel war menschenleer. Das dachte ich. Bis nicht nur die Fischer sie anliefen, das wäre nicht weiter schlimm gewesen, sondern auch Soldaten ankamen. Es war für sie der ungünstigste Zeitpunkt, aber was sollte ich machen? Sie vertreiben? Nein, so etwas schaffte ich nicht, also ließ ich sie auf der Insel und beobachtete sie nur. Die Soldaten verschwanden wieder, dennoch konnte ich nicht aufatmen, denn es kamen Wissenschaftler und untersuchten den Boden. Ich habe Gespräche belauscht und wußte deshalb genau, daß sie gekommen waren, um nach einer Atommüll-Deponie zu forschen. Irgendwo müssen sie ja ihren Dreck lassen. Die Insel schien ihnen geeignet zu sein, obwohl auch noch davon gesprochen wurde, Raketen aufzustellen. Ich besitze zwei Existenzen, John Sinclair, das weißt du genau. Als Mensch fühlte ich mich ebenfalls der Natur verbunden. Ich hasse es, wenn sie zerstört wird. Egal, auf welche Art und Weise. Diese Wissenschaftler wollten sie zerstören.«

»Was noch kein Grund ist, sie zu töten!« warf ich ein.

»Ich habe sie nicht getötet, Geisterjäger. Laß mich ruhig weiterreden, dann wirst du vieles aus anderen Augen sehen. Die Magie habe ich gespürt und bekam die Befehle aus einer fremden Welt. Fenris wollte hier einen Stützpunkt haben. Vor Millionen von Jahren hat dieser Flecken Erde sicherlich woanders existiert. Durch Verschiebungen, durch Wanderungen hat er einen anderen Platz bekommen, aber es ist

nichts zerstört worden. Auch nicht seine Diener.«

»Die Bestien, die töteten?«

»Genau. Sie lebten noch hier.«

»Und sind nicht entdeckt worden?«

»Nein. Weder von mir noch von den Wissenschaftlern, die auf der Insel arbeiteten. Es ging nicht, denn die Wölfe waren im Gestein der Insel eingeschlossen.«

Die Überraschungen rissen nicht ab. Selbst Suko, sonst immer sehr beherrscht, konnte es kaum fassen und schüttelte den Kopf. »Wie ist das möglich gewesen?« fragte er.

»Die Erklärung liegt auf der Hand«, erwiderte Morgana und sprach wie eine Lehrerin, die ihren Schülern etwas beibringen wollte. »Was ist nicht alles in Millionen von Jahren passiert? Heizen die Menschen nicht heute mit Öl oder Kohle? Sind die Grundstoffe nicht in der damaligen Zeit entstanden? Und findet man heute in den Bergwerken nicht noch Überreste großer Farne und anderer Pflanzen aus dieser Zeit? Die Landmassen haben sich verschoben. Es hat Eiszeiten gegeben, Perioden der Hitze und Jahre der großen Vulkanausbrüche. Das alles liegt hinter den Wölfen, die von den Felsen verschlungen wurden. Sie saugten die Bestien auf und konservierten sie so, wie sie damals angeblich gestorben waren. Ihre Körper waren starr, ihr Geist lebte weiter. Ich aber fühlte mich berufen, sie zu wecken. Ich hatte den Befehl meines Herrn bekommen und begann damit, sein Ebenbild in die Wand zu meißeln. Wer uns aus dieser Wand hier zusieht, ist kein anderer als Fenris, der Götterwolf. Jetzt waren die Vorbereitungen endlich getroffen, und ich konnte zu den wichtigen Dingen kommen. Bevor die Menschen waren, waren die Wölfe. Diesen Satz möchte ich wiederholen. Und der Wolfszauber hat ebenfalls überlebt. Ich holte die Diener des Fenris aus den Felsen hervor. Sie kamen alle, denn sie waren die Feuerwölfe. Deshalb ihre Haare. Es sind tatsächlich erstarrte Flammen, die wieder auflodern, wenn es mit dem Wesen zu Ende geht. Alle konnte ich zurückholen, und sie hatten sich nicht verändert. Weder körperlich noch seelisch.«

»Das heißt, sie waren noch genau so grausam wie früher!« unterbrach ich Morgana.

»So ist es.«

»Konntest du sie nicht halten?«

Morgana lachte fast bellend auf und legte dabei ihren Kopf in den Nacken. »Ich sie halten, John? Nein, sie gehorchen nur einem einzigen. Das ist Fenris, und ich habe sein Abbild in den mit Wolfsmagie erfüllten Felsen gemalt. Sein Gesicht steckt darin. Sieh seine Augen an. Sie geben die Befehle, ich war nur Mittel zum Zweck. Ich habe versucht, die Werwölfe zurückzuhalten, es gelang mir nicht. Sie witterten Menschen, und ihr dämonischer Jagdtrieb erwachte.«

»Sind das überhaupt Werwölfe?« fragte ich.
»Nicht direkt. Flammenwölfe hat man sie genannt. Sie gehörten zum engen Beschützerkreis des Götterwolfs. Kannst du nun begreifen und auch verstehen?«
»Ein wenig.«
»Was soll ich dir denn noch sagen?«
»Weshalb lebst du noch, wenn du nicht auf ihrer Seite stehst? Sie hätten dich töten müssen.«
Morgana schüttelte den Kopf. »Nein, sie spürten das andere Blut in mir. Sie akzeptierten mich, sie wußten ja, daß ich ihnen die Rückkehr ermöglicht hatte, aber sie nahmen von mir keine Befehle an.«
»Und weshalb leben wir dann?« erkundigte sich Suko.
»Weil ich es so wollte.«
»Obwohl sie keine Befehle von dir annahmen?« Ich begann zu lachen.
»Du siehst es falsch, John Sinclair. Ich konnte ihnen einreden, als sie euch schon überfallen hatten, daß ihr ein besonderes Opfer für Fenris sein solltet. Deshalb haben wir euch mitgenommen. Aus diesem Grunde lebt ihr.«
»Und wann werden wir sterben?« fragte ich.
»Noch in dieser Nacht. Vorausgesetzt, wir kommen nicht von der Insel weg. Und ihr sollt mir dabei helfen, zu fliehen.«
Suko und ich schauten uns an. »Ist das nicht ein wenig viel verlangt?« fragte der Inspektor.
»Wollt ihr nicht weg?«
»Gern, aber können wir es schaffen? Du hast selbst gesagt, daß wir unter seiner Kontrolle stehen. Fenris und seine Getreuen werden…«
»Gar nichts vorläufig unternehmen«, erklärte Morgana Layton.
»Denn sie können uns nicht verstehen.«
»Das heißt, unsere Gespräche?«
»So ist es.«
Morgana hatte es raffiniert eingefädelt. Die Flammenwölfe waren tumbe Gestalten, die nichts begriffen und ähnlich wie die Zombies nur ihrem Trieb folgten. Allerdings fragte ich mich, wo sie jetzt steckten.
Auf meine diesbezügliche Frage hin bekam ich auch eine Antwort.
»Sie beobachten uns.«
Ich drehte mich im Kreis. Morgana Layton lachte. »Du wirst sie nicht entdecken, John Sinclair. Sie stehen über uns. Es gibt hoch an den Wänden sogenannte Galerien. Dort halten sie sich auf. Wenn ihnen irgend etwas nicht paßt, schleudern sie ihre Speere. Ihr könnt euch vorstellen, daß sie auch zu treffen verstehen.«
Ja, das konnten wir sehr gut. Ich fühlte ein Kribbeln auf meinem Rücken und merkte auch, wie sich die Haut an meinem Nacken spannte.

Vorhin hatte ich davon nichts gewußt, jetzt war ich nicht mehr so unbelastet.

»Stört es dich?« fragte Morgana.

»Einigermaßen.«

»Ich habe mich daran gewöhnt.«

»Wäre es nicht an der Zeit, zu versuchen, von hier zu verschwinden?« fragte Suko.

»Langsam, wir müssen noch darüber reden.«

»Den Weg kennen wir«, sagte ich.

»Irrtum, wir werden einen anderen nehmen.«

»Und welchen?«

»Über das Wasser!«

Zuerst begriff ich nicht, bis es mir einfiel. »Du… du meinst das Wildwasser?«

»Genau.«

Auf einmal wurde mir mein Magen eng. Ich spürte, wie der Schweiß aus den Poren trat und mir ganz anders wurde. »Das darf doch nicht wahr sein! So etwas schaffen wir nie.«

»Wir müssen es versuchen.«

Suko hob einen Arm und schabte mit dem Daumennagel über die gerunzelte Stirn. »Also, ich weiß nicht so recht. Eigentlich traue ich mir schon viel zu, aber durch ein Wildwasser zu schwimmen, das schafft wohl keiner. Die Gewalt ist einfach zu groß.«

»Das weiß ich auch«, erwiderte Morgana. »Ihr braucht keine so großen Sorgen zu haben. Ich habe einiges vorbereiten können.«

»Dann hast du ein Boot?« sagte ich.

»Nein, wir müssen uns auf ein Floß verlassen. Es kann in diesem Fall besser als ein Boot sein.«

Ich schaute Suko an, dessen Blick mich traf. Ein Floß also. Ich war bis zu diesem Tag noch nie auf so einem Ding gefahren, und ausgerechnet durch dieses wilde Wasser sollten wir rasen.

Konnte das überhaupt gutgehen?

Morgana bemerkte meine Sorge. »Wir müssen es versuchen. Es ist die einzige Chance.«

»Und wenn wir über Land…«

»Nein, John. Es sind einfach zu viele. Sie würden uns verfolgen und uns irgendwann einmal schnappen. Der Fluß mündet ins Meer, und dort habe ich in einer kleinen Bucht das Boot liegen. Es ist wirklich die einzige Möglichkeit.«

»Und wo befindet sich das Floß?« fragte Suko.

»Einen Teil des Weges müssen wir wieder zurückgehen«, erklärte sie.

»Am Wasserfall vorbei, dann zum Fluß hinunter, denn dort liegt es.«

»Das heißt, wir müssen auch über die Brücke?«

»Ja.«

Auf dem Hinweg hatte sie gehalten. Ich konnte mir jedoch vorstellen, daß dies nicht immer so sein würde. Wenn unsere Gegner merkten, daß wir verschwinden wollten, würden sie versuchen, den Übergang zu zerstören. Ein Kampf auf einer fallenden Hängebrücke war auch nicht das Wahre. Die Chancen sanken…

Ich schluckte ein paarmal und wischte über meine schweißnasse Stirn.

So etwas gefiel mir gar nicht. Im Hals spürte ich ein unangenehmes Kratzen. Obwohl Morgana sich als unsere Verbündete herausgestellt hatte, sah ich nicht zu optimistisch in die Zukunft.

»Wir müssen auf jeden Fall versuchen, immer dicht zusammenzubleiben«, erklärte Morgana Layton. »Wenn wir getrennt werden, kann es böse aussehen. Auf dem Floß befinden sich einige Leinen, und es hat auch ein Ruder.«

»Das bei dieser Wasserkraft kaum etwas nützen wird«, gab ich zu bedenken. Suko stieß mich an. »Sei mal optimistischer.«

»Tut mir leid, aber ich bin noch immer nicht über die Leichen hinweggekommen.«

Plötzlich krümmte sich Morgana Layton. Vor unseren Augen sackte sie zusammen und preßte beide Hände gegen ihren Leib. Als Suko auf sie zuspringen wollte, um ihr zu helfen, ging sie zurück und schüttelte den Kopf. Wir merkten, daß das Sprechen sie anstrengte.

»Was ist los?« fragte mein Partner.

»Fenris!« flüsterte sie. »Ich spürte ihn. Sein Geist ist da. Ich weiß nicht genau, was er vorhat, aber er scheint Lunte gerochen zu haben.«

Das hatte er tatsächlich, denn hinter Morgana glühten die Umrisse des Götterwolfs in der Wand auf. Ein von innen kommendes rötliches Licht zeichnete seine Konturen sehr deutlich nach, und auch Morgana Layton geriet in den Bann.

Sie sprang plötzlich zurück und hatte den Boden kaum berührt, als sie zusammensackte, auf den kalten Stein fiel und sich herumwälzte. Suko wollte zu ihr, ich riß meinen Partner am Arm zurück.

»Nein, nicht, sie muß es tun.«

»Verwandelt sie sich?«

»Ja.«

In den nächsten Sekunden erlebten wir ein schreckliches und unheimliches Schauspiel…

***

Fenris, der Götterwolf, hielt die Getreuen unter seinem Bann. Er ließ sie nicht los, sosehr sie sich auch bemühten. Hatte Morgana Layton als Mensch auch menschlich gehandelt, so reagierte sie nun wie ein Wolf.

Der Fluch des Blutes hatte sie erreicht, der Ruf war an ihre Ohren gedrungen, und sie mußte gehorchen, denn nun hatte der andere Teil

ihrer Doppelexistenz Macht über sie gewonnen.

Natürlich sorgte ich mich um sie. Morgana hatte uns als Mensch helfen wollen, würde sie das als Wolf auch noch tun?

Daran wollte ich nicht so recht glauben. Das konnte ich auch nicht, denn als Raubtier handelte man nicht mehr menschlich, obwohl Morgana damals in der Grillhütte sich nicht direkt gegen mich gestellt hatte. Darauf wollte ich mich nicht verlassen, denn nun stand sie unter dem direkten Einfluß des Götterwolfs.

Und Fenris würde es nicht zulassen, daß ihm eine Getreue laufenging.

Er kettete durch seine Magie alle an sich.

Lupina war zudem das beste Beispiel dafür.

Morgana drehte sich auf den Rücken. Der Fackelschein umtanzte ihre Gestalt und dieser gab ihr ein unheimliches Aussehen. Zudem winkelte sie die Arme und Beine an. Sie nahm eine andere Haltung ein, als wäre sie schon ein Wolf.

Ihr Mund stand offen. Ob Speichel oder Geifer über die Lippen floß, konnte ich nicht sagen, es war jedenfalls ein schaumiges Zeug.

Und sie schrie.

Abgehackte Laute brüllte sie uns entgegen. Sie war nur noch äußerlich ein Mensch, der vor unseren Füßen lag, um sich schlug und schrie.

Dann lag sie wieder still, um im nächsten Moment den Körper hochzubeugen und mit dem Rücken eine Brücke zu stemmen.

Konnten wir etwas tun?

Vielleicht hätte ich sie angreifen können. Ihr mein Kreuz gegen den Körper drücken sollen, aber die Magie der Wölfe war zu alt, nein, das alles konnte ich vergessen. Keine Spekulationen jetzt! Tatsachen waren wichtig.

Morgana sackte wieder zusammen. Sie warf sich auf den Bauch und schlug mit beiden Händen auf die Erde. Da hatte sich bereits etwas verändert.

Aus den Händen waren Pranken geworden.

Und sie hämmerten auf den Boden.

Wir beobachteten, wie ihr Fell wuchs. Ein seltsam blasses, grauweißes Fell, eine regelrechte Tarnfarbe, die den Körper bedeckte.

Auch das Gesicht veränderte sich. Mit dieser Veränderung begann es eigentlich richtig. Da verschob sich die Nase und der Mund zog sich in die Länge, damit er eine Schnauze bilden konnte.

Auf jedem Quadratzentimeter der ehemals normalen Haut wuchs das graue, farblose Fell, das gleichzeitig einen leichten, seidigen Schimmer besaß.

Ein Phänomen.

Ich hatte sie schon einmal so gesehen, deshalb war ich nicht so

überrascht wie mein Freund Suko, der seinen Blick nicht von dem schlanken, geschmeidigen Wolfskörper wenden konnte.

Das genau war die zweite Existenz der Morgana Layton. Nun konnten wir von ihr nicht mehr verlangen, daß sie noch menschlich reagierte.

Morgana war voll und ganz unter den Bann des Götterwolfs geraten, der ihr eigentlicher Herr war.

Noch lag sie auf dem kalten Boden. Manchmal drangen klagende Laute aus ihrem Maul, manchmal Heultöne.

Die Laute schwangen durch die unterirdische Höhle, geisterten über die Wände und waren gleichzeitig ein Zeichen für die Flammenwölfe, ebenfalls in das Geheul mit einzustimmen.

Im nächsten Moment wurden wir von einer Musik eingehüllt, wie sie schauriger nicht sein konnte. Ein Schreien, Klagen und Jaulen hielt uns umfangen, wir selbst konnten nicht mehr sprechen, denn wir würden uns kaum verstehen.

Von Wand zu Wand schwangen die Echos, überschnitten sich wieder, und es war genau die richtige Begleitmusik für den Götterwolf. Seine Konturen flammten noch heller auf. Und wir bekamen auch mit, daß er mit den Augen rollte.

Ich spürte die Magie nicht, die von diesen Augen ausging.

Wahrscheinlich bemerkte sie Morgana Layton und auch die anderen Wölfe, denn sie schrien wild durcheinander.

Morgana hielt nichts mehr an ihrem Platz. Sie stand voll unter dem Bann ihres ehemaligen Herrn.

Als sie in die Höhe kam, torkelte sie. Diese Bewegungen hielt sie auch bei, während sie sich ihrem in die Felswand eingravierten Herrn und Meister näherte.

Sie hatte nur wenige Schritte bis zum Ziel zu überwinden. Mit den Pranken schlug sie davor und stieß im selben Moment ein Heulen aus, das alles bisher Dagewesene übertönte.

Schrecklich und grauenhaft hörte es sich an. Eine unheimliche Melodie, ein Gesang aus der Urzeit, ein fürchterliches Klagen und gleichzeitig ein Triumphgeheul.

Dieser Laut war das Startzeichen. Im sich bewegenden Schein der Fackeln tat sich etwas.

Von oben herab jagten plötzlich Schatten in ihn hinein.

Die Flammenwölfe sprangen!

Wir hörten sie heulen, schreien und jaulen. Sie kamen wie ein Sturmwind, bewaffnet mit diesen primitiven Lanzen.

Jetzt war ihre Zeit gekommen. Fenris sollte sein Opfer haben. Sogar zwei.

Suko und mich!

***

Zum Glück hatte uns Morgana in ihrer ersten Existenz mit dem nötigen Wissen versorgt. Okay, sie hatte fliehen wollen, das war nun nicht mehr möglich, da sie als Bestie nicht auf unserer Seite stand.

Wir mußten uns allein durchschlagen.

Und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn nicht alle Wölfe wandten sich ihrem Herrn und Meister zu. Es gab einige unter ihnen, die uns packen und zerfleischen wollten.

»Okay, Partner, jetzt gilt es!« rief Suko und riß nicht nur die Beretta hervor, auch seine Dämonenpeitsche.

Ich verließ mich auf die Beretta.

Die ersten beiden, die auf uns zusprangen, hielten keine Lanzen in den Pranken. Ein kleiner Vorteil.

Ich schoß zweimal. Geduckt stand ich da, traf beide und schaute zu, wie sie zusammenbrachen.

Dann tauchte ich so rasch wie möglich in das Dunkel, das nicht von den Fackeln erreicht wurde. Suko war schon da. Ich sah ihn nur mehr als einen wirbelnden Schatten, denn er hatte mit der Dämonenpeitsche zugeschlagen.

Fauchen und Flammenschein vermischten sich, als die Bestie zusammenbrach.

Für wenige Sekunden hatten wir Luft und auch das Glück, die Treppe zu erwischen.

Kaum hatten wir die erste Stufe berührt, als hinter uns das Heulen gewaltig anschwoll.

Wir verstanden das Zeichen.

Die Jagd auf uns hatte begonnen.

Ich fand die erste Stufe nicht richtig und kickte mit der Fußspitze gegen die Kante. Ich kippte nach vorn und konnte soeben noch den Arm ausstrecken, sonst wäre ich mit dem Gesicht aufgeschlagen.

Suko riß mich hoch.

»Los, Mensch!«

Jede Sekunde zählte jetzt. Die Bestien würden uns gnadenlos jagen.

Trotz der gefährlichen Lage behielten wir die Nerven, denn wir kletterten nicht normal die Treppe hoch, sondern auf allen vieren, sprich Händen und Füßen.

So boten wir weniger Ziel, denn die Werwölfe waren bewaffnet und würden ihre Lanzen schleudern.

Kaum hatte ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, vernahm ich schon das typische Geräusch, als eine der primitiven, aber wirkungsvollen Waffen dicht an uns vorbeifuhr und gegen den Fels hämmerte, wobei er ihn an der Trefferfläche aufriß und uns Staub in die Gesichter sprühte.

Wir eilten weiter.

Und wir hatten einen Vorteil. Diese Treppe ließ sich besser auf

Händen und Füßen nehmen als normal, gerade weil die Stufen von unterschiedlicher Höhe und Breite waren.

Hin und wieder riskierten wir einen schnellen Blick über die Schulter zurück.

Unter und hinter uns zuckte der Fackelschein. Der Körper des Wolfes in der Felswand glühte jetzt feuerrot. Morgana kniete davor, als wollte sie ihn anflehen.

Auch die Bestien hatten die ersten Stufen der Treppe erreicht.

Bestimmt konnten sie sich besser und sicherer bewegen als wir, so daß wir mit einem Zusammenschmelzen des Vorsprungs rechnen mußten.

Da ich beide Hände benötigte, hatte ich die Beretta weggesteckt.

Mit den Handflächen stützte ich mich an den rauhen Felswänden ab und sah mehrere Stufen vor mir Sukos geduckten Schatten.

Endlich erreichten wir das Ende der Treppe. Dazu noch unversehrt, was ungemein zählte, denn verletzt hätten wir es wohl nie geschafft.

Beide behielten wir die Nerven. Wenn wir noch einen kleinen Vorsprung herausholen wollten, mußte das jetzt geschehen.

Ohne uns vorher verständigt zu haben, wußten wir Bescheid.

Nebeneinander bauten wir uns auf. Die Mündungen der Berettas zielten schräg in die Tiefe.

Da kamen sie. Etwa auf der Hälfte der Treppe wühlten sie sich höher.

Einige in abgehackt wirkenden Sprüngen, andere wieder schnell und auf allen vieren gleitend.

Ihnen würde ich einen Strich durch die Rechnung machen.

»Klar?« fragte Suko.

»Sicher.«

Wir zielten noch einmal und drückten ab.

Mündungsfeuer leuchtete, warf einen hellen Schein auf unsere Gesichter, und nach vier Schüssen sahen wir, wie die Flammenwölfe zunächst gestoppt wurden.

Da kugelten die ersten die Stufen hinab und rissen durch ihr Gewicht die anderen mit. Einer versuchte, sich am Felsen festzukrallen, aber die Kraft verließ ihn. Als er auf die Kanten der Stufen prallte, stand sein Schädel bereits in hellen Flammen, wie auch die Köpfe der anderen Wölfe, die weiter unten lagen.

Galgenfrist!

Wir wollten nicht noch mehr Kugeln verschießen, denn wir würden sie sicherlich noch brauchen. Nebeneinander und geduckt hasteten wir weiter, erreichten den Pfad und konnten die Höhle auch verlassen.

Ein bekanntes Geräusch drang an unsere Ohren. Es war das Rauschen des gewaltigen Wasserfalls, der aus dem Felsen stürzte.

Und vor ihm befand sich die Hängebrücke. Wenn ich daran dachte, wurde es mir klamm ums Herz.

Die breite, ungemeine kraftvolle Fontäne stürzte in die Tiefe. Es war schon beeindruckend und trotz der Dunkelheit genau zu erkennen.

Zudem hatten wir das Glück, den Mond genau in dem Himmelsausschnitt über der Schlucht stehen zu sehen. Sein matter Schein fiel auf das fallende Wasser. Er ließ unzählige Tropfen sprühen und funkeln wie kleine, lackierte Perlen.

Wie hatte Morgana noch gesagt? Über die Brücke, am Wasserfall vorbei und dann den Weg in die Tiefe suchen.

Hoffentlich fanden wir den auch.

»Bist du schon mal auf einem Floß gefahren?« fragte ich Suko, während wir nebeneinander auf die Brücke zuliefen.

»Daran kann ich mich nicht erinnern. Vielleicht mal als Baby, doch das ist schlecht vorstellbar.«

»Wenn ich dein Vater gewesen wäre, hätte ich dich auch auf dem Floß gelassen.«

»Was bist du widerlich.«

Wir gerieten so nahe an den Wasserfall heran, daß es unmöglich war, sich weiter zu unterhalten, das Toben war einfach zu stark geworden.

Wo Wasser fällt, wird auch Wind erzeugt. Die Hängebrücke schwankte leicht von einer Seite zur anderen. Zudem wurde sie von dem fallenden Wasser besprüht, so daß sie wie von einem Vorhang aus Tropfen umgeben aussah.

Ich wäre froh gewesen, wenn dieses Hindernis schon hinter mir gelegen hätte. So aber hatten wir es noch vor uns. Bevor wir die Brücke betraten, warfen wir noch einen Blick zurück.

Noch sahen wir nichts von den Wölfen.

War das die große Chance?

Ich wagte es kaum zu hoffen, sah Sukos verbissenes Gesicht und betrat mit ihm zusammen die Brücke.

Kaum standen wir auf den kleinen Holzbrettern, als das gesamte Ding schon gefährlich anfing zu schwanken. Zuerst zur linken Seite hin, dann nach rechts. Hastig griffen wir zu und umklammerten die seitlich verlaufenden Halteseile.

Ich mußte mich mit Gewalt zurückhalten, um nicht schneller zu laufen, denn wie leicht konnte die Brücke durch eine zu schnelle Gewichtsverlagerung kippen.

Bei jedem Schritt, den wir weiter zur Mitte hingingen, bog sich die Konstruktion mehr durch. Einmal riskierte ich es und warf einen Blick nach unten.

Da schäumte und quirlte das Wasser, als würden die Hände eines Riesen in der eiskalten Flut herumwühlen. Ich bekam weiche Knie.

»Schau lieber nach oben«, sagte Suko.

Das tat ich auch. Da sah ich den hellgelben Mond als Scheibe auf uns niederschauen. Mir kam es fast so vor, als würde er höhnisch lächeln,

aber an den Mann im Mond glaubte ich nicht, wohl aber an die verdammten Bestien, denn die waren da.

Suko hatte sie bei einem Blick zurück entdeckt.

»Ich glaube, jetzt müssen wir etwas tun, John!«

Während sich mein Partner umdrehte, ging ich in die Hocke und drehte mich auch.

Sie kamen in einer wilden Kavalkade angestürmt. Es würde nur mehr Sekunden dauern, bis die Bestien die schwankende Brücke erreicht hatten.

Ich kniete, Suko stand. Mit einer Hand hielt er sich am Seil fest, während ich meinen rechten Arm ausgestreckt hatte und das Handgelenk mit der Linken abstützte.

Genau nahm ich Maß.

Die Brücke zitterte, obwohl wir uns nicht bewegten. Deshalb war es so schwer, richtig zu zielen, und Fehlschüsse konnten wir uns beim besten Willen nicht erlauben.

Ich feuerte zuerst. Ein Flammenwolf hatte sich besonders weit vorgewagt. Meine Silberkugel erwischte ihn, bevor er noch die Brücke betreten konnte.

Ich sah ihn taumeln und zurückfallen. Dabei behinderte er die anderen.

Aber nicht die beiden, die ihre Speere oder Lanzen schleuderten.

Aus der Dunkelheit kamen sie und wurden blitzschnell größer. Jetzt mußte auch Suko tauchen. Er fiel auf die Knie, die Lanze verfehlte ihn, und durch seine Aktion geriet die Hängebrücke in gefährliche Schwingungen.

Ich hatte Mühe, in der Hocke zu bleiben, dachte nicht mehr ans Schießen und klammerte mich instinktiv mit meiner freien Hand fest.

Auch Suko dachte nicht mehr an eine Verteidigung. Wir hatten im Augenblick mit uns selbst genug zu tun.

Das nutzten unsere Verfolger aus. Plötzlich bekam die Brücke noch mehr Schwung. Sie schaukelte gefährlich hin und her, denn keine der Bestien dachte an vorsichtiges Betreten der Konstruktion.

Ihnen war es möglicherweise egal, wenn sie stürzten. Wahrscheinlich überlebten sie auch in den eiskalten Fluten.

Wir stemmten uns hoch. Hatten ungeheure Mühe mit dem Gleichgewicht, fielen nach vorn, nach hinten und kamen nicht dazu, uns zu verteidigen.

Die anderen waren schneller.

Hätten sie jetzt die Lanzen oder Speere geworfen, die Wahrscheinlichkeit eines Treffers wäre sehr hoch gewesen, aber sie machten einen Fehler, indem sie näher herankamen und mit ihren Waffen zustechen wollten. So dicht kamen sie, daß wir schießen konnten.

Ich erwischte den ersten. Auf der Brücke brach er zusammen und kippte auch gegen das Seilgeländer, bekam das Übergewicht und fiel.

Ob er schrie, hörte ich nicht. Wenn ja, wäre sein Schreien im Rauschen des Wasserfalls untergegangen.

Der Wildbach verschlang ihn.

Suko erschoß den nächsten.

Wir hätten noch weiter feuern können, aber nicht mehr auf dieser verdammten Brücke.

Während der von Suko erledigte Unhold in Flammen aufging, wichen wir rückwährtsgehend zurück, was auf diesen schmalen Planken und bei der windigen Konstruktion gar nicht so einfach war.

Irgendwie mußten es die Wölfe gespürt haben, daß mit uns nicht gut Kirschen essen war, denn sie hielten sich zurück. Es folgten den von uns erledigten Wesen keine anderen mehr auf die Brücke, und sie schleuderten auch ihre Waffen nicht.

Wollten sie uns vielleicht entkommen lassen? So etwas konnte ich mir kaum vorstellen. Nein, diese Bestien hatten alles eingesetzt, und das wäre ja dann umsonst gewesen.

»Die haben eine Schweinerei vor!« rief Suko, während wir uns zurückzogen.

»Und wie!« Suko hatte kaum ausgeredet und ich meine Antwort gegeben, da konnten wir beide sehen, welchen Trick sie auf Lager hatten. Einen verdammt bösen und gefährlichen.

Anscheinend war es ihnen egal, ob die Brücke hielt oder nicht. Sie würden auch andere Möglichkeiten finden, den reißenden Fluß zu überqueren, im Gegensatz zu uns.

Die Bestien waren dabei, die Seile zu kappen, die die Brücke an einem Ende hielten!

Für uns gab es nur noch eins: Rennen, was die Beine hergaben.

Wenn wir nicht schneller als die in den Knoten hauenden Speere waren, konnten wir uns gleich in die Tiefe stürzen und uns begraben lassen.

Unsere Füße hämmerten auf die Planken. Durch die Feuchtigkeit waren sie seifig geworden. Mehr als einmal rutschten wir weg, konnten uns aber immer wieder festhalten und weiterziehen.

Das Rauschen des Wassers schien mir noch höhnischer vorzukommen.

Es klang gleichzeitig wie eine Lockung, denn ich hatte das Gefühl, als wäre der Wildbach sicher, uns in die Klauen zu bekommen.

Wankte die Brücke nicht schon?

Ich traute mich nicht, einen Blick über die Schulter zu werfen.

Meine Augen waren starr auf das Ziel an der anderen Seite gerichtet. Jetzt kam mir die verfluchte Strecke viel länger vor als auf dem Hinweg. Die Brücke wackelte, zitterte, vibrierte, schwankte und tanzte

vor uns, als wollte sie uns verhöhnen.

Vielleicht noch ein Viertel der Strecke lag vor uns. Praktisch die letzten Yards!

Da durchlief ein heftiger Ruck die gesamte Konstruktion. Hatten sie es geschafft?

Das Herz fiel mir vor Schreck fast in die Hose. Ich wartete förmlich darauf, daß die Brücke fiel und uns mit in die Tiefe reißen würde.

Sie hatten erst ein Trägerseil gekappt. Es reichte dennoch aus, um uns in eine lebensgefährliche Situation zu bringen, denn die Brücke kippte zur rechten Seite hinweg. Dadurch rutschten natürlich auch die Planken.

Wie ich es geschafft habe, mich trotzdem noch festzuklammern, kann ich nicht sagen, ich weiß es nicht. Jedenfalls hing ich mit einer Hand am Seilgeländer, während Suko das Seil gefunden hatte, das zwischen den Planken hervorschaute.

Beide pendelten wir über dem Abgrund. Ich hörte mein Herz rasen.

Der Wasserfall rauschte, ich warf einen kurzen Blick nach unten und sah die schäumende Oberfläche des reißenden Bachs, auf dem sich das Mondlicht spiegelte.

»Weiter, John!«

Suko hatte so laut geschrien, wie er konnte, und ich raffte mich auf.

Der Kampf um die Sekunden und ums Überleben begann. Ich vergaß alles, die verdammte Insel, Morgana Layton und auch Fenris mit seinen Dienern. Ich wollte nicht sterben!

Mit beiden Händen hatte ich zugegriffen. Die Beretta steckte irgendwo im Gürtel, während ich, an dem dünnen Seil schwankend, über dem Abgrund hing.

Der Weg wurde zu einer schrecklichen Qual. Mein Gewicht zerrte und riß an den Schultern. Manchmal hatte ich das Gefühl, die Arme nicht mehr gebrauchen zu können, doch irgendeine Kraft war da, die mich vorantrieb.

Und auch der Abgrund hatte ein Ende. Gemeinsam mit Suko schwang ich mich hoch, konnte meine linke Hand in den Felsen krallen, als es hinter mir geschah.

Auch das zweite Seil riß!

Plötzlich verschwand die Brücke vor meinen Augen. Ich selbst rutschte nach hinten, griff noch einmal zu und spürte auch Sukos unterstützende Hand an meiner Schulter.

Dann lag ich auf dem Bauch, während die gesamte Brückenkonstruktion vom Wasser verschlungen wurde.

»Geschafft!« schrie Suko. »Verdammt, John, wir haben es geschafft!«

Ich hob mühsam den Kopf.

Suko hockte vor mir und grinste mich an. Auch ich mußte grinsen.

Okay, das Hindernis war überwunden, aber weitere, vielleicht sogar

noch gefährlichere lagen vor uns…

***

Es wäre zwar normal, aber in diesem Fall nicht gut gewesen, die Flucht schon jetzt fortzusetzen. Wir mußten zunächst unsere Kräfte sammeln und ein wenig regenerieren. Ziemlich erschöpft lagen wir am Rand der Schlucht, atmeten durch den offenen Mund und ließen uns von den zahlreichen Tropfen des Wasserfalls besprühen, die der Wind herbeiwehte.

Obwohl wir nicht sprachen, drehten sich unsere Gedanken um das gleiche Thema. Morgana Layton und alles, was damit zusammenhing.

Sie hatte uns einige Tips gegeben. Wir wußten jetzt, wie der Hase lief, nur – ob das alles stimmte, was uns Morgana da berichtet hatte, war nicht bewiesen. Sie hätte uns auch ebenso gut einen Bären aufbinden können, da sie innerhalb dieses großen Spiels ihr eigenes trieb.

Wie dem auch sei oder war, für uns gab es nur eine Alternative.

Weg von der Insel – und, wenn es eben möglich war, auch die Werwölfe oder wie sich die Bestien sonst nannten, auszuschalten.

Die Waffen hatten wir, unsere Kräfte kehrten auch allmählich zurück.

Es fehlte nur noch das Glück, die Insel verlassen zu können. Zwei Dinge lagen bereit.

Ein Floß und ein Boot.

Das mit dem Boot war okay, aber das Floß auf einem so wilden Wasser zu bewegen, glich schon einem vorprogrammierten Selbstmord.

Dennoch war es die einzige Möglichkeit.

Ich richtete mich auf. Suko sah die Bewegung, nickte und sagte:

»Okay, Partner, wir müssen weiter.«

»Und zwar nach unten.«

»Siehst du eine Treppe?«

Ich grinste spöttisch. »Du willst es immer noch bequemer haben, wie?«

»Wenn schon, denn schon.«

Bevor wir uns auf die Suche machten, warfen wir noch einen Blick zur anderen Seite der Schlucht hinüber.

Da standen sie. Aufgebaut hatten sie sich am Rand. Wegen der schlechten, dunklen Lichtverhältnisse waren sie nur mehr schattenhaft zu erkennen, aber ihre Bewegungen ließen ahnen, daß sie noch längst nicht aufgegeben hatten. Sie würden uns verfolgen, das sagten die drohenden Gebärden sehr deutlich aus.

Von den Trümmern der Brücke sahen wir keinen einzigen Balken.

Das wilde, schäumende Wasser hatte alles mitgerissen.

»Am besten wäre es, den Weg zu suchen«, schlug mein Partner vor.

»Vorausgesetzt, daß uns deine Morgana nicht einen Bären aufgebunden hat.«

Ich warf Suko einen schiefen Blick zu. »Sie ist bestimmt nicht meine Morgana.«

Suko lachte nur.

Wir gingen systematisch vor und schritten den Rand der Felswand ab.

Wenn es tatsächlich einen Weg nach unten gab, dann mußte er hier irgendwo beginnen.

Die Wand war nicht glatt. Einkerbungen und Einschnitte ließen sie an den Rändern aussehen wie unregelmäßig verlaufende Bergspitzen.

Bevor der Weg in den Tunnel verschwand, hatten wir das gefunden, was wir so sehnsüchtig suchten.

Es war ein Einschnitt wie ein Halbbogen. Steil ging es innerhalb dieser Einkerbung hinunter. Zum Glück nicht tief. Wenn wir sprangen, landeten wir auf einem winzigen, an der Felswand klebenden Plateau.

Das mußte es einfach sein.

Ich machte den Anfang, stützte mich mit einer Hand auf und ging dabei in die Hocke.

Dann sprang ich, kam gut auf und trat so weit zur Seite, wie es das Plateau mit seiner engen Begrenzung zuließ.

Suko folgte. Er sah, daß ich nach vorn deutete, denn ich hatte dort etwas gesehen. Eine Treppe war es nicht. Man konnte es mit dem Wort Abstieg bezeichnen und das Attribut halsbrecherisch noch hinzufügen.

»Wenn das mal gutgeht«, murmelte ich.

»Besser eine kleine Rinne als keine«, erwiderte Suko.

Es war tatsächlich eine schräg nach unten führende Rinne. Zum Glück nicht nur glatt. Wir entdeckten an den Rändern und in der Mitte gewisse Einkerbungen, und die sahen aus wie von Menschenhand geschaffen.

Keine Hinterlassenschaft der Natur.

Da schien tatsächlich jemand vorgesorgt zu haben. Allmählich glaubte ich Morgana Layton wieder.

»Da du ja immer die große Angst hast, werde ich den Anfang machen«, erklärte Suko und setzte sich kurzerhand auf den Hosenboden, bevor er die Hacken in die ersten Rillen stemmte und so Halt suchte.

Sehr bald war der Inspektor meinem Sichtfeld entschwunden, und ich machte mich ebenfalls an den »Abrutsch«.

Es klappte besser, als ich zu hoffen gewagt hatte. Ich wünschte mir nur nicht, daß uns irgendwelche Wölfe angriffen, dann befanden wir uns nach wie vor in einer schlechteren Position.

Der Regen hatte die natürliche Steinrinne ausgewaschen, die von der

Felswand gestützt wurde und deren Neigungswinkel zum Glück nicht steiler wurde, auch dann nicht, als ich den kleinen Vorsprung sah, auf dem Suko bereits wartete.

Ich schaute zu meinem Partner hinunter. Er hatte den Kopf gedreht und sah zu mir hoch.

»Was ist denn?« rief ich ihm zu.

»Komm erst mal runter.«

Auch jetzt bewegte ich mich nicht weniger vorsichtig als zu Beginn.

Ich atmete auf, als ich meine Füße auf den Vorsprung setzte und neben Suko stehenblieb.

Wir befanden uns noch immer in luftiger Höhe. Unter uns rauschte grünlich schimmernd und schaumig das Wasser des Wildbachs.

Rechts von uns ähnelte der Wasserfall glänzendem Edelmetall.

Gischtwolken wehten zu uns herüber. Sie trieben auch wie lange, dünne Schleier durch die obere Hälfte der Schlucht. Die Werwölfe am anderen Ufer waren mehr zu ahnen, als zu sehen.

Ich nickte Suko zu. »Und jetzt?«

Er antwortete mir durch ein Zeichen. Ich schaute in die gewiesene Richtung und erkannte, daß sich die Bestien in Bewegung setzten.

Sie wollten nicht mehr stehenbleiben und ebenfalls nach unten klettern.

Wahrscheinlich, um uns den Weg abzuschneiden oder es gar nicht dazu kommen lassen, daß wir entwischten.

Das war natürlich nicht gut, denn für uns gab es keinen zweiten Weg.

Und die Rinne hinauf konnten wir kaum klettern, denn einen so guten Halt hätten wir nicht gefunden.

Wir klebten an der Wand. Der Felsvorsprung schien irgendwie übriggeblieben zu sein. Einen zweiten sah ich nicht. Wir kauerten in luftiger Höhe und blickten über den Rand hinweg auf den schäumenden Wildbach, zu dem wir hinunter mußten.

»Hat Morgana uns angelogen?« fragte Suko.

Ich hob die Schulter.

»Hier sitzen wir natürlich wie auf dem Präsentierteller. Wenn uns jemand angreift, kommen wir nie und nimmer weg.« Ich atmete tief ein und begann, mich zu ärgern. Verdammt, ich hätte doch nicht auf das Angebot eingehen und lieber versuchen sollen, mich auf andere Art und Weise durchzuschlagen.

Wir hatten es nun mal getan und dabei blieb es.

Suko schaute sich um. Er bewegte sich dabei. Ich rückte bis dicht an die Felswand hinter meinem Rücken, tastete auch mit den Händen nach und fuhr mit den Fingern in Spalten hinein, die ich zuvor überhaupt nicht gesehen hatte.

Ich faßte durch und ertastete etwas.

Was ich da zwischen die Finger bekommen hatte, bewies mir, daß

Morgana nicht gelogen hatte und es doch den Weg gab, der in die Tiefe gelangte.

Es waren Seile!

Ich machte Suko darauf aufmerksam. Er lachte und half mir dabei mit, die Stricke aus den Öffnungen zu ziehen. Diese Spalten waren tiefer, als ich angenommen hatte. Die Seile wollten kein Ende nehmen und hingen schon über der Kante des Vorsprungs.

Genau darauf kam es an.

Wir zogen so lange, bis wir in der kleinen Felsspalte Widerstand spürten und nichts mehr nachkam. Suko stand am Rand und schaute in die Tiefe.

»Reicht fast bis zum Wasser«, erklärte er.

»Los, packen wir's.«

Das Auffinden der Stricke hatte mir wieder Mut gegeben. Es ist zwar nicht einfach, sich an einem Strick eine Felswand entlangzuhangeln, aber was sollten wir machen?

Wir begannen gleichzeitig. Zwei Seile standen uns zur Verfügung.

Wir hatten hart zugegriffen und hangelten uns nach unten. Mit den Füßen stemmten wir uns dabei an der rauhen Felswand ab und hatten durch diese Berührung das Gefühl, genügend Halt bekommen zu haben.

Immer wieder fanden wir Felsspalten, in die wir unsere Schuhspitzen hineinschieben konnten.

Zum Glück standen auf der anderen Seite keine mit Schußwaffen ausgerüsteten Gegner. Die konnten uns abknipsen wie Puppen, wenn wir an der Felswand entlangkletterten und ihnen unsere ungedeckten Rücken »anboten«.

Suko kletterte schneller als ich. Er hangelte rechts von mir nach unten und wenn ich ihm nachschaute, hatte ich das Gefühl, eine Gazelle klettern zu sehen.

Manchmal, wenn wir eine Spalte verfehlten, schwangen wir auch von einer Seite zur anderen. Da mußten wir sehr aufpassen, daß sich die Stricke nicht ineinander verfingen.

Wo sie genau an ihrem zweiten Ende befestigt waren, konnte ich nicht sagen, denn ich hatte es innerhalb der Felsen nicht entdecken können.

Aber sie blieben fest, und wir kamen Stück für Stück unserem Ziel, dem Wildwasser näher.

Je weiter wir in die Tiefe kletterten, um so besser ging es. Schließlich hatte ich mich sogar daran gewöhnt. Es gelang mir auch, zu Suko aufzuschließen.

Fast gleichzeitig erreichten wir den Grund. Die Seile mußten wir natürlich hängenlassen.

Noch einmal warf ich einen Blick in die Höhe. Ein wenig mulmig war

mir schon zumute, als ich daran dachte, welchen Weg ich da hinter mich gebracht hatte.

Es hatte keinen Sinn, darüber nachzudenken. Für uns durfte nur noch die Vorwärtsstrategie zählen.

Wir standen in der Schlucht. Von unserer Position aus wirkte der Wasserfall noch gewaltiger und größer. Hoch wie ein Wolkenkratzer kam er uns vor. Ein silbriges, breites, kraftvolles und schäumendes Band mit einer ungebändigten Kraft versehen. Er stürzte in die Tiefe, schlug in dem Wildbach auf, dessen Wasser schäumende Strudel und Kreisel bildete, bevor es zwischen die Felsen gepreßt wurde.

»Das Floß!« rief ich.

Suko hob die Hand. Er wandte sich nach links. Diesen Weg mußten wir nehmen, um den Ausgang der Schlucht zu erreichen.

Morgana Layton hatte uns nur davon erzählt, wo der Wasserfall hinführte. Wir wußten allerdings nicht, welchen Weg er genau nahm. Vielleicht blieb er über der Erde, möglicherweise verschwand er auch in irgendeinem unterirdischen Flußbett. Jedenfalls mußten wir mit allen Gefahren rechnen.

Zunächst galten unsere weiteren Aktivitäten der Floßsuche. Zwischen der Felswand und dem Wildbach befand sich ein schmaler Streifen, auf dem wir uns bewegen konnten. Er war mit dicken, blankgewaschenen Steinen übersät. Wir mußten auf ihnen balancieren und von einem zum anderen springen, dabei kamen wir uns wie Känguruhs vor. Die Steine waren naß, so daß leicht die Gefahr des Abrutschens bestand.

Manchmal schäumte das Wasser auch über unsere Füße. Es drang in die Schuhe, aber damit hatten wir rechnen müssen. Es machte uns schon nichts mehr aus.

Jeweils mit der linken Hand stützten wir uns an der Schluchtwand ab. Hin und wieder peilten wir in die Höhe. Von den Werwölfen war nichts zu sehen. Ich wollte einfach nicht daran glauben, daß sie sich zurückgezogen hatten. Ich rechnete ständig mit einem heimtückischen Angriff.

Wo steckte das Floß?

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß uns Morgana Layton belogen hatte. Zudem war es ziemlich unwahrscheinlich, daß der Weg bis zum Ende des Wildbachs am Felsen entlangführen würde. Da mußte einfach etwas geschehen, das sagte mir mein Verstand.

Wir hatten Glück.

Suko ging vor mir. Er war plötzlich verschwunden. Als ich die Stelle erreicht hatte, sah ich ihn in der kleinen, mit Steinen gefüllten Höhle.

Die Steine selbst lagen nicht sehr hoch. Gerade so, daß das Floß darauf seinen Platz finden und von den Wassermassen nicht weggeschwemmt werden konnte.

Zudem war es noch vertäut. Das Tau begann am Heck des Floßes und war um eine Felsnase gedreht worden.
Besser konnten wir es nicht haben.
Ich grinste Suko zu, der sich bereits am Tau zu schaffen machte und es losknotete. Er hatte es schnell geschafft und schleuderte das Seil auf das Floß.
Bevor wir das Gefährt in die reißenden Fluten schoben, schaute ich mir das Ruder an.
Es war sehr primitiv. Eine einfache Holzstange, die von zwei anderen gehalten wurde, und dabei zum Glück beweglich war. Irgendwie mußten wir damit fertig werden.
Einen Moment noch ließ ich mir Zeit. Ich schaute auf die grünlichen, schnell fließenden Fluten und sah, wie sie schaumig wurden, wenn sie über hervorstehende Felsen rutschten. Diese Felsen waren gefährliche Fallen für uns. Sehr leicht konnten wir dagegen fahren.
Dann zerschellte das Floß.
Suko hatte meine Gedanken geahnt. »Keine Panik, John, wir müssen es einfach packen.«
»Klar.«
»Faß du an deiner Seite an.«
Hocheben konnten wir das Floß nicht, aber schieben. Beide drückten wir es in dieselbe Richtung. Es kam uns jetzt zugute, daß die Steine blankgewaschen waren und sich zum Wasser hin neigten. So brauchten wir nicht einmal sehr viel Kraft, um das Floß in Bewegung zu setzen.
»Schaffst du es?« rief ich Suko zu.
Er winkte und nickte.
Dann bekam es Kontakt mit dem Wasser. Sofort schäumten die Fluten über. Wir wußten nun, was uns erwartete. Das Holz würde zu einer Rutschbahn werden.
»Noch mal!« rief Suko.
Ich drückte abermals nach und achtete darauf, daß uns das Ruder nicht abbrach.
Dann mußte ich mich beeilen, denn das Wasser packte das Floß und ging mit dem doch relativ schweren Gegenstand um, als wäre er nur mehr ein Spielball.
Bevor die Gewalten es greifen und abtreiben konnten, wurde es schon gedreht. Suko konnte aufspringen. Ich zögerte auch nicht länger und sprang nach.
Sofort gingen wir in die Hocke. Suko hielt sich am Ruder auf, ich mehr am Bug.
Im nächsten Moment begann unsere Höllenfahrt!

***

Ein Strudel packte uns und schob uns voran. Es war wie die Beschleunigung bei einem Wagen. Nur konnten wir hier nicht mehr steuernd eingreifen, denn auf einem Floß gibt es keine Bremse.

Jetzt wurde es gefährlich. Ich sah den ersten Felsen, er kam näher.

Suko versuchte mit dem Ruder gegenzulenken. Ob er es schaffte oder es wenigstens zu einem Teil gepackt hatte, konnte ich nicht sagen, jedenfalls kamen wir nicht vorbei und prallten mit einer Kante gegen den Felsen.

Unsere Fahrt wurde gebremst. Gleichzeitig drehte sich das Floß, so daß ich innerhalb einer Sekunde die beiden sich gegenüberliegenden Felswände entdeckte.

Wir waren in einen schäumenden Wasserkreisel geraten, der das Floß zweimal um die eigene Achse drehte, bevor er es mit Urgewalten wieder ausspie.

Diesmal voll in das wilde Wasser hinein.

Auf den Füßen konnten wir uns nicht halten. Suko kniete, ich ebenfalls, und beide klammerten wir uns eisern fest. Das konnten wir nur an den halbrunden Bohlen, die vom Wasser überspült wurden.

Ich schaute nach vorn.

Es war ein Blick in eine Wasserhölle. Schäumend, quirlend, tosend und brausend. In einen eiskalten Gischtvorhang tauchten wir ein, und ich sah vor mir wieder einen blankgewaschenen Felsen, der wie ein Kopf aus dem Wasser lugte.

Darauf schossen wir zu.

Nein, wir zerschellten nicht. Eine Welle hob unser Floß in die Höhe, so daß wir darüber hinweghuschen konnten, aber dabei durchgeschüttelt wurden.

Ich hatte Angst, daß die Bohlen splittern oder reißen würden. Das geschah zum Glück nicht. Wir hüpften über den Felsen hinweg. Die Kraft warf mich zwar nach vorn, aber ich wurde nicht vom Floß gespült.

Weiter ging die Fahrt. Bis jetzt war es noch verhältnismäßig harmlos gewesen, doch mittlerweile gerieten wir in den Bereich des Flusses, wo die Schlucht enger wurde und das Wasser dadurch mehr Geschwindigkeit bekam.

Wir schossen dahin.

Diesmal konnte keiner etwas von uns tun. Andere Kräfte hatten die Regie übernommen.

Ich warf einen Blick zurück.

Suko kniete. Er hielt die Ruderstange fest umklammert. Sein Gesicht war verzerrt, der Mund stand offen. Wasser und Schaum sprühten in sein Gesicht, während sich das Schwanken des Floßes auch auf seinen Körper übertrug, so daß er sich – ebenso wie ich – mit beiden Händen auf- und abstützen mußte.

Wir gerieten in eine Schußfahrt. Noch hatten wir Glück, denn wir prallten weder gegen die linke noch vor die rechte Felswand, das Wasser brachte uns immer tiefer in die Klamm hinein.

Und die Wände rückten enger zusammen.

Ich hatte das Gefühl, eingeschlossen zu sein und sah plötzlich den Felsen aus dem schaumigen Wasser ragen.

Daran kamen wir nicht vorbei.

Mein Warnschrei ging im Toben der Fluten unter. Rasend schnell kam der Felsen näher, es gab keine Möglichkeit mehr, ihm auszuweichen, und schon prallten wir mit der linken Seite voll dagegen.

Ich hatte mich im letzten Moment auf die Planken geworfen, wurde durchgeschüttelt, und meine Angst steigerte sich ins Unermeßliche, denn ich dachte daran, daß unser primitives Gefährt auseinanderfliegen würde.

Das geschah nicht. Der Aufprall war hart, und er pflanzte sich auch fort, aber das Floß war nicht frontal gegen den Felsen geschlagen. Es verkantete und wurde zur rechten Seite geschleudert.

Dabei drehte es sich. Bevor wir uns versahen, bekamen wir den nächsten Stoß mit.

Diesmal hämmerten wir gegen die Felswand.

Trotz des Lärms glaubte ich, irgend etwas knirschen zu hören.

Hoffentlich war es nur Einbildung, und im nächsten Moment war die Gewalt des Wassers da und schob uns weiter. Dabei drehten wir uns ein paarmal um die eigene Achse.

Das alles geschah so schnell, daß wir nichts mehr von der Fahrt mitbekamen. Wir sahen nur mehr Felsen, Wasser und Schaum.

Hoffentlich klappte es. Die Geschwindigkeit wurde noch größer.

Das Floß schwankte, manchmal hatte ich das Gefühl, wir würden kippen.

Ich hörte Sukos wütendes Fluchen und drehte den Kopf, um in seine Richtung zu schauen.

Er hielt nur mehr die Hälfte des Ruders in der Hand. Das andere war abgeschlagen worden.

Jetzt trieben wir steuerlos dahin. Die Wellen kamen, sie schäumten über die Planken, machten sie seifig, während die Schußfahrt sich mit einem wahrhaft furiosen Finale dem Ende zuneigte.

Ich hatte für einen Augenblick das Gefühl, in eine unergründliche Tiefe zu tauchen. Nach vorn kippten wir weg. War es ein zweiter Wasserfall, den wir bisher nicht gesehen hatten?

Nein! Nur mehr ein kleines Gefälle. Das wie grünes Glas wirkende Wasser überspülte auch mich, zerrte an der Kleidung, so daß ich Angst bekam, vom Floß geschleudert zu werden. Ich lag breitarmig und -beinig, bekam für Sekunden keine Luft, bis sich das Floß aufstemmte,

aus dem Wasser tauchte und ich den Mund weit aufreißen konnte, um nach Luft zu schnappen.

Ich schaute nach vorn. Das Wasser beruhigte sich ein wenig, obwohl wir wieder in einen Strudel gerieten, der uns einige Male um die eigene Achse drehte, bevor er unser Gefährt wieder ausspie.

Ich schüttelte mich und schaute zu Suko hin. Meinem Partner erging es nicht besser. Auch er lag auf den Planken. Über ihm bewegte sich die halbe Ruderstange wie ein groß geratenes Streichholz hin und her. Den ersten Engpaß in der Schlucht jedenfalls hatten wir hinter uns gelassen, weitere würden bestimmt folgen.

Und die Flammenwölfe?

Bisher hatte ich nichts von ihnen gesehen. Sie waren einfach verschwunden, aber ich wollte nicht daran glauben, daß sie sich zurückgezogen hatten.

An das hohl klingende Tosen und Brausen des Wildwassers hatten wir uns mittlerweile gewöhnt. Über uns sahen wir den Himmel als einen grauen Ausschnitt. Der Mond war nicht mehr zu erkennen, und wir jagten weiter durch die tosenden Fluten.

Dann wurde es wieder eng. Gleichzeitig jagten die Wassermassen in eine Kurve oder Schleife hinein. Unser Floß drehte sich mit, das Heck brach aus, so daß es kam, wie es kommen mußte.

Es hämmerte gegen die Felswand.

Diesmal knirschte es wirklich. Wieder hörte ich Suko fluchen und sah, daß am Heck einige Bohlen gebrochen waren, denn die Stücke trieben an mir vorbei.

Noch hatten wir es geschafft, aber dieser verdammte Fluß wollte einfach kein Ende nehmen.

Und weiter ging die Fahrt.

Noch rasanter, noch schneller, dabei auf mehrere Felsen zu, die aus dem Wasser ragten und zwischen denen sich nur eine schmale Lücke befand, durch die wir vielleicht kommen konnten, wenn wir großes Glück hatten. Ich wollte nicht so recht daran glauben und sah schon die nächste Gefahr.

Auf einem der Felsen hockte jemand.

Es war eine Bestie!

Für einen Moment bekam ich wirklich Angst. Die Umgebung meines Herzens krampfte sich zusammen, ich spürte im Magen das Drücken und ballte die Hände.

Der Flammenwolf wäre vielleicht kein Problem gewesen, hätten wir uns nicht auf einem schwankenden Floß befunden. So war ich kaum in der Lage, zu zielen und ihn vom Gestein zu putzen.

Er aber lauerte.

Und er besaß eine Waffe!

Es war wieder diese verdammte Lanze. Dabei brauchte er eigentlich

nur darauf zu warten, daß wir nahe genug herankamen. Ein gutes Ziel gaben wir immer ab.

Das Wasser umschäumte ihn. Er ließ sich nicht beirren, hockte dort wie ein Denkmal und ließ uns kommen.

Wir rollten heran.

Die Sekunden konnte ich nicht zählen, aber es ging verdammt schnell.

Zu schnell.

Er würde die Lanze schleudern, beugte schon den Arm zurück und warf die Waffe.

Ich schrie noch »Deckung!« Ob Suko es hörte, wußte ich nicht.

Jedenfalls rollte ich mich zur Seite und wurde nicht getroffen.

Suko ebenfalls nicht. Dafür erwischte es die Flammenbestie.

Sie hatte bei dem Wurf zuviel Kraft benötigt und den Schwung nicht mehr abfangen können. Bevor wir die Felsen erreichten, kippte sie ins Wasser und verschwand.

Dann mußten wir uns festhalten.

Es gab die Lücke. Sie war viel zu klein, um uns hindurchzulassen.

Zudem drehte sich das Floß noch, und im nächsten Moment wurden wir voll erwischt.

Hart prallten wir vor die Felsen, wurden durchgeschüttelt und klemmten plötzlich fest.

Das Wasser schäumte über. Es bahnte sich seinen Weg, nichts konnte es aufhalten.

Und auch die Bestie nicht.

Auf einmal war sie wieder da. Gegen die Gewalt des Wassers hatte sie sich angestemmt und gewonnen.

Sie erschien nicht an den aus dem Wasser ragenden Felsen, sondern an der linken Floßseite. Dort schoß der Schädel aus dem Wasser.

Gleichzeitig klammerten sich die Klauen an den Planken fest, damit die Bestie sich hochstemmen konnte.

Ich lag noch auf dem Floß, hatte mich dabei ein wenig gedreht, so daß ich dem Gegner ins Gesicht schauen konnte. Noch hatte der andere es nicht geschafft, sich hochzuwuchten, so daß sich unsere Köpfe praktisch auf einer Höhe befanden.

Hatte ich vorhin über die aus dem Wasser ragenden Felsen geflucht, so erwiesen diese sich momentan als Segen. Unser Floß stand relativ ruhig.

Das gab mir wiederum Gelegenheit, die Beretta zu ziehen.

Ich visierte den Schädel an und drückte ab.

Vor meinen Augen zerplatzte er und verschwand im nächsten Augenblick mitsamt dem Körper.

Die Fluten rissen beides mit.

Für einen winzigen Moment huschte ein Grinsen über meine Lippen.

Das war geschafft.
Aber das Auftauchen dieser Bestie hatte uns gezeigt, daß die Gegner nicht aufgaben. Was der Fluß nicht schaffte, wollten sie erledigen.
Ich hörte Sukos Stimme. Mein Partner hatte sich aufgestellt.
Breitbeinig und nach vorn übergebeugt, stand er auf den nassen Planken und deutete zu den Felsen hin.
Ich kniete mich ebenfalls.
»Wir müssen es losbekommen«, rief Suko.
»Aber wie?«
»Moment.« Der Chinese machte kurzen Prozeß. Er riß auch den Rest der Ruderstange aus der Halterung. »So, damit stützen wir uns ab.«
Schwankend kam er näher.
Das Wasser rauschte an unser Floß heran. Es schäumte über und machte die Planken noch seifiger, als sie ohnehin schon waren. Es umsprudelte auch unsere Füße, fand schäumend seinen Weg zwischen den Felsen, bevor es sich quirlend dahinter verteilte.
Auf meiner Höhe etwa verhielt Suko seinen Schritt. Ich hatte mich inzwischen auch hingestellt. Suko bat mich darum, ihn festzuhalten.
Mit beiden Händen umklammerte ich seinen linken Arm, während er das Ende der Ruderstange gegen den nassen Felsen preßte und damit zu drücken begann. Er strengte sich an, ich hörte um keuchen, denn er mußte gegen die Gewalt des rasch fließenden Wassers ankommen. Der Wildbach kam mir vor wie ein Raubtier, dem jemand die Beute entreißen wollte.
Hoffentlich brach das Ruder nicht.
Das Floß bewegte sich. Es wurde ein wenig von den Felsen weggetrieben, im nächsten Augenblick wieder dagegen gewuchtet, und wir hatten die gleiche Situation wie zuvor.
Ich hätte meine Wut am liebsten hinausgeschrieen, beherrschte mich im letzten Augenblick und sah, daß Suko einen erneuten Angriff versuchte.
Diesmal half ich ihm dabei.
Das Holz der Ruderstange bog sich durch. Es stand wirklich vor dem Zersplittern. Dennoch ließen wir nicht locker, setzten noch einmal unsere gesamten Kräfte ein und waren tatsächlich stärker als der Strudel.
Es klappte!
Für einen winzigen Moment schien alles stillzustehen. Kein Wasser mehr, keine Schlucht, kein Schaum, keine Kraft, bis der erneute Schwung kam und das Floß packte.
Jetzt drehte es sich.
Nach rechts in den Kreisel hinein. Wir ließen uns fallen, weil wir nicht von den Füßen gerissen werden wollten, landeten zunächst auf dem Rücken und schauten zu, wie das Wasser das Floß noch weiter

drehte.
Allerdings so, daß es genau in die Lücke hineinpaßte.
Wir wurden durchgeschoben. Hörten dabei ein Splittern, als unser Floß die Schläge mitbekam und weitergeschoben wurde. Einfach durch die Lücke in das wilde Wasser hinein, wo es sofort eine rasende Fahrt aufnahm.
Wir atmeten auf.
Wider Erwarten lief alles besser, als wir es uns vorgestellt hatten.
Aus dem Selbstmord war noch nichts geworden.
Suko schlug mir auf die Schulter. Bei ihm auch ein Zeichen der Erleichterung, und ich konnte ihn verdammt gut verstehen.
Dennoch blieb das Unternehmen verdammt gefährlich, und wir mußten auch höllisch aufpassen.
Der Fluß hatte die Enge mittlerweile überwunden. Er strömte wieder breiter dahin, so daß wir Gelegenheit bekamen, uns die Felsen näher anzuschauen.
Rechts und links schoben sich die Wände in die Höhe. Durch die Finsternis sahen wir nicht viel von ihnen. Nur hohe, an ihrem Ende kantige Schatten, über denen der Himmel wuchs, wobei der Mond weiterhin nicht zu sehen war.
Ich dachte über den Werwolf nach. Wo konnte er aufgetaucht sein?
Aus dem Wasser, vor der Felswand vielleicht? Wahrscheinlich letzteres, denn es war leicht, im Dunkeln zu lauern. Falls es an den Wänden Vorsprünge gab, war so etwas für die Bestien ideal. Ein Sprung, und sie hatten es geschafft.
Wir rasten weiter.
Auf den Knien hockten wir. Suko starrte die linke Felswand an, ich die rechte.
Das wilde Wasser war eine tobende, brausende Hölle. Die Gischt wollte nie aufhören zu sprühen. In unseren nassen Kleidern zitterten wir vor Kälte. So manches Mal schlugen die Zähne aufeinander.
Die Wände waren wie kompakte Schatten. Meine Befürchtungen, daß dort einige Gegner lauern würden, wuchsen. Am liebsten hätte ich die Felsen mit starken Schweinwerfern an- und abgeleuchtet.
Da wir diese Dinge nicht parat hatten, mußten wir uns eben auf unser Glück verlassen und auch darauf, daß sich die Gegner irgendwann einmal zeigten.
Noch hielten sie sich zurück.
»John, die Felsen!«
Sukos Warnung kam rechtzeitig. Ich hatte sie nicht gesehen. Sie schimmerten hell, als das Wasser dünn über sie hingwegglitt. Plötzlich legte sich das Floß schräg. Wir waren in einen Strudel geraten, der es herumschwang, und schräg glitt die Unterseite des Gefährts an dem Felskopf vorbei.

Daß ich mich hatte halten können, grenzte schon an ein Wunder.

Dennoch rutschte ich ab und atmete auf, als sich das Floß wieder in die Höhe richtete.

Auch Suko hatte es geschafft, auf dem Floß zu bleiben. Trotz der Dunkelheit konnte ich sein bleiches, nasses Gesicht erkennen. »Verdammt, verdammt, immer möchte ich das auch nicht machen.«

Der nächste Kreisel.

Wir hatten einige überstanden. Dieser jedoch war besonders schlimm.

Das Wasser vor uns verschwand in einem regelrechten Trichter, der sich immer tiefer drehte. Wir hatten überhaupt keine Chance, daran vorbeizukommen.

Dann jagten wir voll hinein!

Ich hatte das Gefühl, in eine Tiefe zu fallen, aus der es keine Wiederkehr gab, als sich das Floß nach vorn neigte. Mit dem Heck stand es hoch, meine Angst wuchs, und ich klammerte mich, verzweifelt an den Bohlen fest, obwohl diese sehr glitschig waren und kaum Halt boten.

Im nächsten Moment bekam ich einen heftigen Schlag. Zuerst dachte ich an einen Werwolf, drehte den Kopf und stellte fest, daß es Suko war, der die Balance nicht mehr hatte halten können, gegen mich geprallt war und sich instinktiv an meiner Schulter festklammerte.

Dann »fraß« uns der Trichter.

Unsere Schreie erstickten. Plötzlich war überall Wasser. Ich wußte überhaupt nicht mehr, ob ich noch festen Boden unter mir spürte, die Welt hatte sich für mich völlig verändert.

Hinzu kam die Angst.

Es gab Menschen, die waren in diesen Strudeln ertrunken. Uns konnte es ähnlich ergehen. Ich spürte auch Sukos Griff nicht mehr, ich konnte nur noch hoffen, daß mich der Strudel nicht festhielt, sondern irgendwann wie ein ihm lästig gewordenes Insekt ausspie.

Er trieb mich dem Grund entgegen. Als ich gegen harte Steine schlug, wußte ich, daß ich das Floß verloren hatte und im Wasser trieb. Eine urwüchsige Kraft packte und schleuderte mich mit der Schulter gegen einen Felsen.

Auch mit dem Hinterkopf prallte ich noch davor. Hätte ich den Mund aufreißen können, ich hätte bestimmt geschrien. So aber preßte ich die Lippen weiterhin zusammen und hoffte.

Das Hoffen hatte Erfolg.

Die Kraft änderte ihre Richtung. Sie packte mich jetzt von unten und schleuderte mich hoch.

Aus dem Wasser!

Wie ein Korken schoß ich in die Höhe. Den Mund hatte ich weit aufgerissen. Endlich bekam ich Luft, saugte, keuchte und »trank« den

Sauerstoff.

Ich konnte atmen, ich lebte.

Aber wo war das Floß und wo Suko?

Meinen Freund sah ich nicht. Dafür das Floß. Es kam wie ein Schatten und ein Rammbock gleichzeitig. Dabei drehte es sich, als wollte es sich aussuchen, ob es mich mit der Kante oder der flachen Seite am Kopf erwischen sollte.

Ich mußte runter!

Gegen die Gewalt des Wassers kämpfte ich an. Strudel drückten mich tiefer, ich bekam den Schlag nicht gegen den Schädel, sondern wurde an der Schulter erwischt.

Das fließende Wasser warf mich herum, spie mich aus, ich streckte meine Arme in die Höhe, wobei meine Hände im nächsten Augenblick auf die nassen, glitschigen Planken schlugen und ich verzweifelt versuchte, mich festzuhalten.

Klappte es?

Das Boot schwankte. Die Wellen degradierten es zu einem Spielball.

Mal schoß es mit dem Bug in die Höhe, dann wieder mit dem Heck. Ein immerwährendes Wechselspiel.

Wenn es mit dem Heck auftauchte, wurde ich mit in die Höhe gerissen, so daß manchmal nur mehr meine unteren Beine durch das Wasser schleiften.

Wasser, Gischt, Schaum umrahmten und umspülten mich. Manchmal bekam ich keine Luft, hielt aber eisern fest. Wenn ich losließ, war ich verloren. Nach wie vor bewegten wir uns an den Ausläufern des gefährlichen Strudels.

Zudem bestand die Gefahr, daß mich das Floß unter sich begrub und mich endgültig auf den Grund drückte.

Nichts konnte ich selbst beeinflussen, zudem stellte ich fest, daß meine Kräfte allmählich nachließen. Wenn nicht bald etwas geschah, war ich gezwungen loszulassen.

Es geschah etwas.

Der Strudel wollte uns nicht. Er spie uns aus. Wir gerieten in ruhigeres Wasser hinein, das zwar auch noch sehr schnell floß, aber nicht mehr den Kreisel aufzuweisen hatte wie der Trichter.

Wie ich meine Beine aus dem Wasser bekam, wußte ich kaum mehr zu sagen. Irgendwie schaffte ich es, winkelte die Knie an, fand auf dem Floß Halt und konnte mich hinaufrollen.

Mein Körper bildete ein großes X, als ich liegenblieb und verzweifelt versuchte, nach Luft zu ringen. Ich pumpte sie tief in meine Lungen.

Der Rücken hob und senkte sich dabei. Allmählich verschwanden auch die Schatten vor meinen Augen, so daß ich wieder einigermaßen klar und nüchtern denken konnte.

Ich wurde weitergetrieben. Umschäumt, umstrudelt, aber ich war

allein auf dem Floß.

Das Wasser hatte meinen Freund Suko verschluckt.

Plötzlich wurde meine Angst groß. Ich setzte mich hin, drehte mich dabei, schaute in die Runde, schrie den Namen des Freundes und übertönte mit meiner sich überschlagenden Stimme sogar noch das hohle Brausen und Tosen des Wassers.

Eine Antwort bekam ich nicht.

Suko war und blieb verschwunden.

Zur Erschöpfung kam die Verzweiflung. Wenn jemand von den Fluten geschluckt wurde, war es durchaus möglich, daß diese ihn nicht mehr hergaben. Sie vernichteten ihn, denn ihre Kraft konnte einen Menschen so lange unter Wasser halten, bis er erstickt war.

Werwolfe hin, Werwölfe her. Mein Freund war mir wichtiger. Ich mußte zurück und ihn suchen.

Schon schaute ich mich nach einer günstigen Stelle um, damit ich abspringen konnte. Wenn ich mich beim Gehen dicht an der Felswand hielt, war es möglicherweise zu schaffen.

Ein Vorsatz, den ich leider nicht mehr in die Tat umsetzen konnte, denn auf einmal waren sie da.

Sie hatten eiskalt abgewartet. Genau an dieser Stelle jagte der Fluß nicht mehr so schnell dahin. Er war auch breiter geworden und ein wenig flacher.

Sie kamen aus der Luft und aus dem Wasser.

Wie viele es waren, konnte ich nicht genau sagen. Ich wußte nur, daß ich um mein Leben kämpfen mußte…

***

Suko hatte das Gefühl, mit dem Kopf zwischen die Lücken im unter Wasser liegenden Geröll gedrückt zu werden. So gewaltig war die Kraft des Wassers, die der eines Menschen um ein Vielfaches überlegen war.

Auch Suko mußte passen.

Der Chinese wurde gepackt und von dem Floß geschleudert. Er tauchte ein in die Eisfluten, die ihm die Beine wegrissen und ihn mitschwemmten. Unter Wasser streckte er die Arme aus, drückte die Hände gegen die auf dem Grund Hegenden Felsen und schaffte es so, sich abzustützen.

Aber das war nicht das Ende. Der Trichter riß ihn in seine Mitte hinein, warf ihn herum wie einen Ball, schleuderte ihn nach oben und zur Seite, wobei er ihn anschließend wieder in die Tiefe drückte.

Der Kampf zwischen dem Menschen und der Natur fand in diesem Wasser in seiner spektakulärsten Form statt.

Nur einer konnte gewinnen.

Und Suko stemmte sich dagegen an.

Er schlug mit Armen und Beinen um sich. Teilte das Wasser, durchpflügte es, peitschte es auf, schob den Kopf hervor, schnappte nach Luft, schüttelte sich, sah das Floß ohne seinen Freund John Sinclair und wollte dann auf das primitive Schiff zuschwimmen.

Das gelang ihm nicht mehr, denn die unter dem Wasser lauernden Strudel waren einfach zu stark. Sie rissen dem Chinesen die Beine weg, drückten auch seine Arme zur Seite, so daß er wieder aus der eigentlichen Richtung herauskam.

Es war ein Kampf gegen alle Gewalten. Suko merkte, daß er ihn nicht gewinnen konnte, denn die schäumende und rasende Flut trieb ihn ab, und zwar weg vom Floß.

Der Chinese wurde um die eigene Achse gewirbelt, schlug mit den Knien gegen harte, auf dem Grund liegende Steine, wobei es ihn fast noch in derselben Sekunde am Kopf erwischte und er den tiefen Schmerz der Wunde spürte.

Blut rann hervor, vermischte sich mit dem Wasser, und Suko merkte, wie ihn ein taubes Gefühl überkam.

Er stand dicht vor dem Abgleiten in die Bewußtlosigkeit. Konnte er es überhaupt schaffen, noch an die Oberfläche zu gelangen? Er kämpfte, kraulte und wurde wieder weggezogen. Er überdrehte sich einige Male, bis seine tastenden Hände und Knie Grund spürten und er über ihn hinwegkrabbeln konnte, um an das Ufer zu gelangen.

Ein Strudelschub half ihm, den letzten Rest auch noch zu überwinden.

Irgendwie kam er dicht an der Felswand auf den Steinen zu liegen.

Das war auch alles. Plötzlich wurde es Suko schwarz vor Augen.

Die Schwäche haute ihn förmlich um und machte ihn wehrlos…

***

Ich aber kämpfte!

Es war ein Fight auf Biegen und Brechen, auf Leben und Tod. Es ging um Sein oder Nichtsein.

Einer Bestie war es gelungen, auf das Floß zu springen. Zwei andere hatten sich jeweils an den beiden Seiten nahe des Hecks festgeklammert und ließen nicht mehr los.

Nicht nur das Wasser schüttelte das Floß durch, auch die beiden Werwölfe an seinen Rändern. Sie verlagerten den Schwerpunkt, so daß ich überhaupt nicht in der Lage war, einigermaßen das Gleichgewicht zu finden.

Die dritte Bestie war bewaffnet!

Diese Mischung aus Mensch und Tier hielt sich auf dem schwankenden, zum Teil zerstörten Floß viel besser als ich, und es gelang ihr auch, die Balance zu halten.

Der Feuerwolf war nicht nackt. Einige Fetzen klebten auf seinem

nassen Fell und seine Haare leuchteten in einem nahezu wilden Rot.

Er wollte meine Vernichtung, hob den rechten Arm und rammte die Lanze nach unten.

Ich tauchte weg. Mit der rechten Seite knickte ich ein. An der Hüfte wischte die Spitze vorbei, ich konnte mich nicht auf den Beinen halten und fiel auf den Rücken.

Sofort sprang der Werwolf.

Diesmal hatte ich aufgepaßt, die Beine angezogen und ließ sie im richtigen Moment vorschnellen.

Ich traf ihn in der Magengegend und schleuderte ihn zurück.

Leider fiel er nicht, sondern hielt sich noch auf den Beinen. Er bewegte die Lanze wie ein Seiltänzer seine Balancestange, und er wollte wieder angreifen, das sah ich sehr deutlich.

Ich kam hoch.

Verflixt, ich mußte hoch und benötigte beide Arme, so daß ich nicht die Zeit fand, meine Beretta zu ziehen.

Dann warf ich mich ihm entgegen.

Genau in dem Augenblick, als er zustach.

Ich hatte meinen linken Arm hochgerissen, drehte die Schulter unter der Lanzenspitze weg und packte im oberen Drittel des Armes zu. Mein Griff war wie eine Klammer. Gleichzeitig wuchtete ich die rechte Faust hoch und hämmerte sie unter den Kiefer der Bestie.

Sie kippte zurück.

Ich ließ sie sofort los, zog die Beretta und feuerte.

Diesmal erwischte ich den Flammenwolf. Er fiel über den Rand des Floßes und verschwand in den Fluten.

Auf der Stelle drehte ich mich. Es war nicht einfach. Ich mußte mich dabei fallen lassen und sah den zweiten Werwolf über Bord klettern.

Wieder feuerte ich.

Der Kopf verschwand.

Den dritten erwischte ich ebenfalls.

Das Floß war frei.

Während ich breit kniete, lud ich die Waffe nach. Vor mir lag die Lanze, die die erste Bestie nach dem Treffer hatte fallen lassen. Sie nahm ich noch an mich und merkte, wie das Floß wieder in schneller fließendes Wasser geriet, dabei jedoch abgetrieben wurde und in die Nähe einer Felswand geriet.

Dagegen konnte ich nichts tun, hörte ein Splittern und Krachen und wurde umgeworfen.

Das Floß war genau in die Felsen geschleudert worden. Es stand plötzlich hochkant mit dem Bug, während sich unter ihm und den Felsen ein Zwischenraum befand, durch den das Wasser schäumte.

Ich hatte mich an einem anderen Felsen im Wasser festklammern können, sonst wäre ich innerhalb des Strudels verschwunden. Allein

bekam ich das Floß nicht mehr flott. Da mußte mir jemand helfen.

Nur – wo befand sich Suko? Lebte er überhaupt noch?

Erst jetzt konnte ich meinen Vorsatz in die Tat umsetzen und nach ihm suchen. Die Lanze ließ ich liegen. Sie hätte mich behindert.

Das sehr gefährliche Wasser lag zum Glück hinter mir. Zwischen dem Fluß und der Wand befand sich Geröll, ich konnte von einem Stein zum anderen hüpfen.

Das tat ich auch.

Dennoch war es ziemlich riskant, da es keinen trockenen Stein gab.

Ein jeder war naß und dementsprechend glitschig, so daß ich ständig Mühe hatte, das Gleichgewicht zu halten.

Von dem Wasserfall war nichts mehr zu sehen. Die zahlreichen Kurven der Schlucht hatten mir die Sicht auf ihn genommen. Dafür schäumten, wallten und brodelten vor mir gewaltige Wassermassen.

Waren das alle Bestien, die noch auf uns gelauert hatten? Wenn ich überschlägig nachzählte, wollte ich nicht so recht daran glauben, denn wir hatten, bevor wir in die Schlucht hinunterstiegen, viel mehr am anderen Ende stehen sehen.

Die mußten noch irgendwo stecken.

Vielleicht bei Suko?

Mir drehte sich der Magen um, wenn ich daran dachte. So rasch es möglich war, bewegte ich mich weiter. Ich mußte meinen Freund finden! Lebendig!

Ich sah die Schatten.

Sie lösten sich aus der Felswand, sprangen wie Affen hinunter und befanden sich schon im nächsten Moment mit mir auf selber Höhe.

Vier waren es.

Ich drückte mich an die Wand, wartete einen Moment und ging dann vor.

Da hörte ich die Schüsse.

Den Klang kannte ich. Es war eine Beretta. Für mich gab es kein Halten mehr, ich verließ die Deckung an der Felswand, schaute nach vorn und sah sogar die Mündungslichter.

Die Todesschreie der getroffenen Werwölfe wurden vom Rauschen des Wassers verschluckt.

Die ersten Schädel flammten. Sie wirkten wie kleine Totenfeuer in einer höllischen Nacht.

Einer versuchte noch zu fliehen. Mit einem gewaltigen Satz sprang er dem Fluß entgegen. Er wollte in die Fluten eintauchen, um sich von ihnen mitreißen zu lassen.

Ich verfolgte ihn mit der Waffenmündung.

Die Kugel traf ihn noch in der Luft!

Seine Flugbewegung wurde gestoppt. Für einen Moment schien er in der Luft stehenzubleiben, dann lief ein Zittern durch seine Gestalt, und

er klatschte in die Fluten, die ihn wegrissen.

Keiner blieb mehr übrig.

Ich aber hatte den Klang der Beretta gehört und auch das Mündungsfeuer gesehen.

Es gab dafür nur eine Erklärung.

Suko hatte eingegriffen!

Ich schrie seinen Namen gegen das Tosen der Flut an. Er mußte mich hören, aber er rief nicht zurück.

Minuten später hatte ich ihn erreicht.

Der Inspektor saß auf einem Stein. Die Füße wurden vom schaumigen Wasser umspült. Aus einer Wunde an der Stirn rann Blut. Als ich das sah, da registrierte ich, daß auch mir zahlreiche Knochen am Körper wehtaten. Die Stellen, an denen es schmerzte, konnte ich kaum mehr zählen, aber es gelang mir, mich zu bewegen.

Nichts hinderte mich. Keine Prellung, keine Verstauchung und erst recht kein Bruch oder Sehnenriß.

»Und?« fragte ich Suko.

»Es geht, John, es geht. Das verdammte Wasser hätte mich fast erwischt. Doch der Bach wollte mich nicht. Vielleicht war ich ihm einfach zu zäh. Hilf mir mal hoch.«

Das tat ich gern. Suko hielt sich den Kopf. Er verzog den Mund, schloß ein paarmal die Augen und atmete tief durch. »Hätte ich nicht so einen Eisenschädel, wäre es mir schlechter ergangen, kann ich dir sagen. Aber so ist es noch zu ertragen.«

Der Ansicht war ich auch.

»Soll ich dich stützen?«

»Unsinn. Bis zum Floß schaffe ich es schon. Wäre doch gelacht.«

»Es ist nicht mehr ganz in Ordnung.«

»Wieso hast du nicht darauf achtgegeben, du Schläfer?«

»Ich hatte mich auf dich verlassen.«

Suko lachte, wurde schnell wieder ernst und meinte: »Was ist nun wirklich los?«

Ich berichtete.

»Können wir denn fahren?«

»Das hoffe ich.«

Als wir das Floß erreichten, stand es immer noch so, wie ich es verlassen hatte. Gekantet und fast auf dem Kopf. Allein bekam ich es nicht flott. Da mußte Suko schon mit ran.

Wir faßten an zwei verschiedenen Seiten an und hebelten es in die Höhe. Die letzte Strecke rutschte es über die Felsen in den wilden Fluß hinein. Bevor es von den Massen erfaßt und weitergeschoben werden konnte, sprangen wir hinauf.

Da das Ruder zerbrochen war, konnten wir überhaupt nichts mehr tun..

Wir mußten uns den fließenden Wassermassen überlassen, die das Floß vorantrieben.

Beide hatten wir uns hingehockt und mit den Händen aufgestützt.

Die größten Tücken hatten wir überwunden. Zwar war das Wasser durch seine hohe Geschwindigkeit noch immer gefährlich, es bildete an den Felsköpfen auch Strudel und Trichter, aber wir kamen gut daran vorbei.

Ein uns wohlgesonnener Geist schien seine schützende Hand über uns zu halten.

Wir knieten nebeneinander und starrten beide nach vorn. Ein seltsames Geräusch ließ uns aufhorchen. Es war ein dumpfes Gurgeln und Brausen, was so gar nicht zu den anderen Geräuschen passen wollte.

Suko und ich schauten uns an. Nichtverstehen lag in unseren Blicken.

Kam wieder eine neue Gefahr auf uns zu?

Ich wußte es nicht, bis wir beide gleichzeitig erkannten, daß der Fluß vor uns verschwand.

Er war plötzlich weg und jagte in den Fels hinein.

Es öffnete sich ein Tunnel.

Bevor wir noch reagieren konnten, hatten wir die Öffnung schon erreicht und schossen hinein.

Es wurde stockfinster!

Selbst Menschen wie Suko und ich bekamen Angst. Wir konnten nichts tun, mußten uns anderen Kräften überlassen und darauf vertrauen, daß der jetzt unterirdisch fließende Wildbach irgendwo einmal wieder an die Oberfläche schoß.

Vielleicht am Meer…

Es bestand noch eine große Gefahr. Wenn die Decke niedriger wurde und sich der Gang oder Tunnel dabei mit Wasser füllte, würden wir elendig ertrinken.

Noch befand sich die Decke über uns. Und noch besaßen wir soviel Platz, daß sich auch genügend Luft stauen konnte.

Wie Suko hatte auch ich mich auf den Rücken gelegt. Beide holten wir unsere Lampen hervor und strahlten die Decke an. Die hellen Finger huschten über naß glänzendes Gestein. Zahlreiche Tropfen hingen dort und fielen immer wieder nach unten, wo sie sich auf halbem Wege mit der Gischt und dem Sprüh des Wassers vermischten.

Um uns herum floß, schäumte und brauste das Wasser. Die Wellen wanderten über das Floß, erfaßten auch uns und näßten uns durch. Wir wurden geschüttelt, gedreht und weitergetrieben.

Die Lampen hatten wir ausgeschaltet. Ob es hell oder dunkel war, dem Schicksal konnten wir nicht entgehen.

Hoffentlich hatte uns Morgana Layton nicht reingelegt. Bis jetzt waren ihre Aussagen eingetroffen. Wir hatten die Abstiegsrinne

gefunden, danach das Floß und waren über den wilden Fluß gefahren.

Wo befand sich das Ziel?

Schneller und rasanter wurde die Fahrt, als könnte es der Fluß selbst nicht erwarten, seine Mündung zu erreichen. Wir konnten nichts anderes tun, als uns in das Schicksal zu ergeben.

Wellen, Schaum, Kälte, damit hatten wir zu kämpfen. Einmal wuchtete unser Floß an der unken Seite gegen etwas Hartes, wurde wieder abgetrieben und in die Flußmitte zurückgeschleudert.

Das Liegen auf dem Rücken und das Nichtstun machte mich nervös.

Ich wollte etwas tun, und wenn ich mich dabei nur aufsetzte und den Blick nach vorn gerichtet hielt.

Da sah ich die Öffnung.

Ein grauer Halbkreis, dessen Basis in Hohe des Wassers lag. Es mußte das Ende des Tunnels sein.

»Suko!«

Auch mein Partner bewegte sich. Ich nahm seinen Schatten wahr, als er sich aufrichtete und in die Hände klatschte.

Sehr schnell wurde der Ausgang größer. Frische, kalte Luft wehte uns entgegen. Sicherheitshalber zogen wir noch die Köpfe ein, denn die Höhe war schlecht abzuschätzen.

Dann hatten wir es geschafft.

Das schäumende Wasser hatte noch einmal seine Kräfte gesammelt und schoß uns in die Meeresbucht hinaus. Wellen schäumten uns entgegen, trafen mit denen des wilden Wassers zusammen, überspülten das Floß und stellten es aufrecht.

Wir rutschten dem Heck entgegen. Dicht vor den Klippen stand unser Gefährt, das uns bisher treue Dienste geleistet hatte, obwohl es so ramponiert aussah.

»Ins Wasser!« schrie Suko.

Er hechtete vor mir hinein. Für mich wurde es ebenfalls Zeit, sonst wurde ich letzten Endes von dem Floß noch begraben. Wieder tauchte ich in die Eiseskälte. Der Schock raubte mir für einen Moment die Luft.

Unter meinen Händen spürte ich den Grund. Ein Zeichen, daß wir uns in den flacheren Gewässern befanden.

In der Nähe sahen wir die Felsen. Die scharfkantigen Buckel schauten wie die Reste eines Ungeheuers aus dem Wasser aus. Weiter vorn waren sie zahlreicher vertreten. Dort brachen sie auch die Brandung.

Ich schwamm nach rechts weg, ließ die Füße sinken und spürte den Grund.

Die letzten Yards legte ich im Wasser gehend zurück, bis ich aufs Trockene klettern konnte.

Dort hatte sich Suko schon zu Boden gehockt und ruhte sich für einen Moment aus.

Ich ließ mich neben ihn fallen. Sekundenlang sprachen wir nicht, bis mein Partner nickte.

»Wir haben es geschafft«, sagte er.

Da er das wir so überbetonte, wußte ich, was er damit meinte.

»Und Morgana nicht, wie?«

»So sieht es wohl aus.«

Ich verfiel in den nächsten Sekunden in ein dumpfes Brüten. Noch immer konnte ich mein Verhältnis zu Morgana Layton als zwiespältig bezeichnen. Sollte ich sie als Verbündete sehen, als Feindin oder als neutrales Wesen?

Eine Antwort wußte ich selbst nicht. Auf dieser Insel hatte sie uns geholfen, obwohl sie nicht verhindern konnte oder wollte, daß die Männer umgebracht worden waren.

Eine sehr vertrackte Sachlage, das gab ich selbst zu. Dennoch wünschte ich mir ihre Vernichtung nicht. Morgana Layton wußte einfach zu viel über eine entfernt liegende Vergangenheit. Ihre Magie hatte die der Großen Alten widerstanden. Sie war sicherlich in der Lage, mir einige Tips zu geben.

Suko unterbrach mein Nachdenken. »Los, Alter, es hat keinen Sinn, hier zu sitzen, zu brüten und sich letztendlich noch eine Erkältung zu holen. Morgana wird schon zurechtkommen, und wir müssen das Boot finden, von dem sie gesprochen hat.«

Ich stand auf. »Okay, wenn du das sagst.«

Wir gingen die Bucht ab. Sie war größer, als es den Anschein gehabt hatte. Es gab nicht nur die halbkreisförmig angelegte Bucht mit den ansteigenden Felsen, sondern auch zahlreiche Einschnitte in der Wand, die wie lange Finger in das Gestein stachen.

Wahrscheinlich fanden wir in einer dieser »Zungen« auch das Boot.

Wir hüpften von Stein zu Stein. Anders konnten wir uns kaum weiterbewegen.

Wenig später schon hatten wir Glück. In einer dieser Minibuchten fanden wir das Motorboot. Die Strahlen unserer Taschenlampen wurden von dem weißen Lack reflektiert.

»Wer sagt's denn«, meinte Suko und sprang in den Kahn.

Er war nicht sehr groß, auch nicht hochseetüchtig, aber bei ruhigem Wasser würden wir es schaffen, die nächste bewohnte Insel zu erreichen. Ich taute das kleine Schiff los.

Suko testete den Motor. Willig sprang er an. Als die Bugschraube das Wasser zu Schaum aufquirlte, enterte ich den Kahn.

Schon fuhren wir ab.

Geschickt steuerte Suko um die gefährlichen Felsen und die oft messerscharfen Riffe. Deshalb dauerte es ziemlich lange, bis die Bucht hinter uns und das offene Meer vor uns lag. Um nach Süden zu fahren, mußten wir die Insel an der Ostseite umrunden.

Mit diesen fahrtechnischen Dingen beschäftigten wir uns und dachten nicht mehr an das, was hinter oder noch vor uns lag.

Auf drastische Art und Weise sollten wir daran erinnert werden, denn blitzartig rötete sich über unseren Köpfen der Himmel. Es war kein zerplatzender Stern oder Meteor, der da vom Himmel niederfiel, etwas anderes schwebte über uns.

Eine Gestalt.

Fenris, der Götterwolf.

Und wir hörten einen gellenden Schrei!

Suko hatte den Motor abgestellt. Wir machten keine Fahrt mehr, die Wellen spielten mit unserem Boot, schaukelten es auf und nieder, und wir standen nur da, staunten…

Am Nachthimmel und eingehüllt in einen kräftigen roten Schein sahen wir gewaltig und übergroß den Götterwolf.

Ein unheimliches Tier, größer als mehrere Häuser und mit einer gewaltigen Schnauze, in der er jemanden hielt.

Morgana Layton!

Mir blieb fast das Herz stehen, als ich es sah. Ich hörte wieder die Schreie, Morgana hatte sie ausgestoßen. Sie flehte um Hilfe, sie wollte nicht mit ihm, doch der Götterwolf kannte kein Pardon. Er ließ nicht mehr los, was ihm einmal gehörte und er zerrte sie weiter.

»Verdammt, können wir denn nichts…«

Ich unterbrach Suko mit einer Handbewegung und holte meinen Bumerang hervor.

Die einzige Chance.

An das Heck des Bootes begab ich mich, schaute zu Fenris hin und dachte daran, daß ich ihn erwischen mußte.

Dann schleuderte ich die silberne Banane.

Ich vernahm ein Fauchen, als sie auf die Reise ging und blitzschnell dem Horrorwesen entgegenstieg. Ich hatte alles an Kraft in den Wurf hineingelegt, und ich hoffte, daß mich der Bumerang nicht im Stich lassen würde und Fenris die Beute abnahm.

Kleiner und kleiner wurde er. Als silbernen Punkt sahen wir ihn in das rote Licht eintauchen.

Ich stand da, hatte die Hände geballt, drückte mir beide Daumen und wartete auf die Vernichtung.

Sie trat nicht ein.

Im nächsten Moment bewies Fenris, wozu er fähig war. Bevor ich noch etwas unternehmen konnte, war er verschwunden. Kometenhaft, wie er gekommen war, entwischte er auch in die Unendlichkeit des Himmels und ward nicht mehr gesehen.

Morgana hatte er mitgenommen…

Nicht einen Schrei hatten wir von ihr gehört. Vielleicht war sie stumm gestorben. Oder hatte Fenris sie am Leben gelassen? Meine

Gedanken wurden unterbrochen, als ich etwas Silbernes auf mich zuhuschen sah.

Der Bumerang kehrte zurück. Ich fing ihn geschickt auf, schaute auf ihn nieder und hob die Schultern.

»Schade«, sagte ich nur.

»Ein andermal, John«, tröstete mich mein Freund und Kollege.

»Wir kriegen sie noch, keine Angst.«

»Und wo, bitte, sollen wir sie suchen?«

»Irgendwo«, orakelte Suko und startete.

Ich ließ mich auf die Bank am Heck fallen und verzog die Mundwinkel.

Irgendwo, hatte mein Freund gesagt. So ungenau die Beschreibung auch war, Suko konnte trotz allem recht haben.

Ich fügte noch etwas in Gedanken hinzu.

Irgendwo im Nirgendwo…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 291 »Killer-Hunde«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 249 »Mein Grab in der Teufelsschlucht«